Shrapnels

von

Ludwig Kalisch.

Lit. 671 12-
d.

Frankfurt a. M.,
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1849.

Ms. K 3512

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

I.

Demokritiſcher Papierkorb.

Inhalt.

I. Demokritiſcher Papierkorb.

	Seite
Ein namenloſes Aufſätzchen	3
Ueber das Gähnen	8
Aus den Papieren eines Pechvogels	15
Belehrungen eines närriſchen Vaters für ſeinen närriſchen Sohn	30
Eine kleine Predigt an große Philiſter	46
Dilettanten	49
Die tolle Familie	68
Geſchwätz über Geſchwätzigkeit	75
Die gelehrten Philiſter	83
Unannehmlichkeiten	90
Irren iſt menſchlich	100
Die Todesnachricht	106
Monolog eines Schauſpielers	118
Lebensregeln eines Stillen im Lande	120
Ein Trauerſpiel, oder: Warum ich ledig blieb	124
Gebet an das Glück	156
Nachruf an ein früh dahingeſchiedenes Schooßhündchen	158
Giovanni Bombino Bombardemento der tugendhafte Banditenhauptmann	160
Zwei Reiſebriefe	180—226

II. Deutſche Debatten.

1 — 5	227—257

III. Miniatur-Bilder aus der Paulskirche.

Friedrich Baſſermann	263
Beckerath	268
v. Vincke	269
Raveaux	270
Dahlmann	272

Seite.

Rittermaier 273
Welcker 274
v. Soiron 277
Venedey 278
Heckſcher 280
Jahn 281
Arndt 283
Herr von Schmerling 286
Vogt 286
Biedermann 289
Wilhelm Jordan 291
von Radowitz 293
Ludwig Uhland 296
Beſeler 298
von Linde 299
Ludwig Simon 301
Heinrich Simon 302
Simſon 304
Rieſſer 306
von Wydenbrugk 308
Julius Fröbel 310
Zimmermann aus Stuttgart 313
Gisfra 314
Berger 317
Zitz 219
Moritz Mohl 324
Robert Mohl 326
Schober 327
Löwe von Calbe 328
Schlöffel 329
Heinrich Laube 331
Detmold 334
Heinrich von Gagern 336

Ein namenloſes Aufſätzchen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob das Denken ein Glück, oder ein Unglück für den Menſchen ſei. Die Regierungen behaupten das letztere; und vielleicht haben ſie auch recht. Was kommt am Ende bei allem Denken heraus? Man verurſacht ſich und Anderen Kopfſchmerzen und die Welt geht ihren alten Gang. Wer das Glück hat, nichts zu denken, geht bequem und ungequält durch die Welt. Die Vergangenheit beunruhigt ihn nicht; die Gegenwart verſteht er nicht, und um die Zukunft kümmert er ſich nicht. Er iſt mit ſich und die Menſchheit iſt mit ihm zufrieden. Aber wer keine Handlung unternimmt oder wahrnimmt, ohne erſt ihren Charakter vor der Geheimpolizei des Nachdenkens genau unter-

ſuchen zu laſſen, der verbittert ſich und Anderen das Leben.

Wer zum Nachdenken geneigt iſt, kann kein Stückchen Brod eſſen, ohne an den Feldbau, an den Pflug, an die Dreſchflegel und an die Windmühlen zu denken. Die Windmühlen bringen ihn auf Don Quixote, der Don Quixote auf Cervantes und Cervantes auf die ſpaniſche Literatur und auf die ſpaniſche Inquiſition. Solche Gedankenſprünge macht ſchon ein gewöhnlicher Denker. Iſt Jemand erſt ein ungewöhnlicher Denker, ſo macht er noch kühnere Sprünge. Wenn einem ſolchen ungewöhnlichen Denker ein Knopfloch reißt, denkt er gleich an alles Reißbare, Reißende und Zerriſſene, an die deutſche Geduld, die faſt zu reißen angefangen und an das zerriſſene Deutſchland, welches unſere diplomatiſchen Schneider eben zuſammmen zu flicken im Begriff ſind. —

Ich bin indeſſen nur ein gewöhnlicher Denker. Geſtern nun, als ich beim Nachtiſch ein kleines, durch Runzeln ganz entſtelltes Borſtorfer Aepfelchen ergriff, fiel mir die wichtige Stellung ein, welche die Aepfel in der Weltge-

ſchichte einnehmen. Ich dachte zuerſt an den deutſchen Reichsapfel, deſſen Außenſeite von Gold und deſſen Inneres mit Pech angefüllt war. Als ich lange genug über das deutſche Reich und das deutſche Pech nachgedacht hatte, kam mir der Apfel des Paris in die Gedanken, jener Zank-Apfel, der Trojas Untergang und Homers Iliade verurſacht; dann dachte ich an die heſperiſchen Aepfel und endlich an den Paradiesapfel. Welcher Stoff zum Nachdenken! Wie würde jetzt die Welt ausſehen, wenn Eva, ſtatt vom Baume der Erkenntniß, vom Baume des Lebens gegeſſen hätte! Wir hätten jetzt keine Apotheker, keine Aerzte, keine Kirchhöfe und keine Lebensverſicherungs-Geſellſchaften. Die Homöopathen würden nicht im ewigen Zwiſte mit den Allopathen ſein; ſie würden ſich nicht heftig herumſtreiten, ob es beſſer ſei, die Menſchen mit viel oder mit wenig Medizin unter die Erde zu bringen. Wir würden keine Nekrologe leſen und keine lachenden Erben ſehen. Der Menſch würde gar nicht wegen des Lebensunterhaltes zu ſorgen brauchen. Die deutſchen Schullehrer würden leben können und die ſchleſiſchen Weber würden

nicht verhungern. Wir hätten keine dreierlei Leichenwagen, und die giftigsten Läſterzungen könnten den Todten nichts Böſes nachſagen. Es gäbe keine betrügeriſchen Vormünder und keine Erbprinzen und keine Mitregenten und keine Briefe eines Verſtorbenen. Es würde ſich kein Werther aus Liebe erſchießen und kein Romeo aus Liebe vergiften. Wir hätten gar keine Trauerſpiele, da die Poeten und die poetiſche Gerechtigkeit nicht wüßten, was ſie im fünften Akte mit dem Intriguanten anfangen ſollten. Wir hätten lauter Luſtſpiele und es gäbe keinen Feigling auf der Erde, da die Courage mit keiner Lebensgefahr verbunden wäre. Wir hätten kein Militär und folglich keinen Krieg und folglich keine Fähndriche und folglich gäb' es keine militäriſche Ehre und folglich gäb' es keine Duelle und Berthold Schwarz würde das Pulver nicht erfunden haben. Wir wären alle unſterblich und folglich wäre der Herr Baſſermann auch unſterblich und der Herr von Vincke wäre ebenfalls unſterblich und der Herr Dr. Heinrich Laube würde ewig fortleben. Ja ſo ſtände es in der Welt, wenn die verdammte Schlange nicht die

erſte aller Frauen verführt und dieſe nicht von dem Baum der zweideutigen Erkenntniß gegeſſen hätte. Aber Eva hat ſich leider verführen laſſen und darum ereilt uns der Tod in tauſend Geſtalten. Wir ſterben vor Langerweile und vor Ungeduld; wir ſterben an Erkältungen und an unerhörter Liebe; wir ſterben aus Ueberfluß an Galle und aus Mangel an Geld. Mit einem Wort, wir ſind nicht mehr unſterblich, und folglich iſt der Herr Baſſermann auch nicht unſterblich und der Herr von Vincke iſt ebenfalls nicht unſterblich und der Herr Dr. Heinrich Laube wird ganz gewiß nicht ewig fortleben. Iſt das nicht ein trauriger Gedanke? Und ſolche Gedanken hat ein denkender Menſch, wenn er Borſtorfer Aepfel ißt!

Ueber das Gähnen.

In einer Stunde des Gähnens verfaßt.

Es gibt Menſchen, die noch keinen Kaviar gegeſſen; es gibt Menſchen, die noch kein griechiſches Trauerſpiel in der Urſprache geleſen; es gibt Menſchen, die noch nicht vierſpännig gefahren; es gibt Menſchen, die ſich noch nie gründlich gewaſchen; es gibt Menſchen, die noch nie eine Polka getanzt; es gibt Menſchen, die noch nie Mitglied der deutſchen Reichsverſammlung geweſen; es gibt Menſchen, die noch nie Auſtern gekoſtet; es gibt Menſchen, die noch nie Schellings Naturphiloſophie ſtudirt; es gibt Menſchen, die noch nie in Ranking und Mancheſter geweſen; und es gibt Menſchen, die noch nie eine ächte Havannazigarre geraucht haben. Ja, ſolche Menſchen gibt es auf dieſer

Erde; aber auf dieſer Erde gibt es keinen Menſchen, der nicht ſchon gegähnt hätte.

Mit dem erſten Menſchen wurde das erſte Gähnen geſchaffen. Schon Adam hat gegähnt. Er, der noch keine Gelegenheit hatte nachzudenken, langweilte ſich, gähnte und ſchlief ein. Er erwachte, gähnte und fand ſeine Frau Eva; und ſeine Frau Eva ſah ihren Mann Adam und gähnte. Und Adam und Eva waren Mann und Weib und gähnten zuſammen. Die erſte Ehe wurde unter paradiſiſchem Gähnen geſchloſſen; das war das glückſeligſte Gähnen, welches die Sonne ſah. Seit jener Zeit wurden viele Ehen geſchloſſen; ſeit jener Zeit wurde viel gegähnt, aber leider nicht mehr im Paradieſe. —

Wenn ſich das Kind dem Mutterſchoße entringt, fängt es zu gähnen an. Es iſt der erſte ſchwache Verſuch, das Debüt, mit dem der Sterbliche auf die Schaubühne des Lebens tritt. Sobald der Menſch aber ausgewachſen, hat er das Gähnen bis zur Virtuoſität entwickelt. Aber Gähnen und Gähnen iſt zweierlei. Adam hat gegähnt; Eva hat gegähnt; unſere Erzväter haben gegähnt; Saul unter den Propheten hat

gegähnt und Schamyl-Bey und Abd-El-Kader gähnen gewiß auch. Aber das eigentliche, selbstbewußte Gähnen, das Gähnen, von dem man sich vollkommen Rechenschaft geben kann, gehört nur der zivilisirten Welt. Jemehr sich Kunst und Wissenschaft entfalten; jemehr die Kultur die rauhen Seiten eines Volkes abschleift, desto mehr, desto häufiger wird gegähnt. Mit der feinen Sitte nimmt auch das Gähnen zu und wo die Bildung am höchsten, da ist das Gähnen am weitesten.

Das Gähnen ist der unzertrennliche Lakai des Schlafes; dieser mag kommen oder gehen, der Lakai begleitet ihn immer. In der zivilisirten Welt giebt es viele Gähnanstalten, große Salons, wo die gebildete Menschheit zusammenkommt, um sich gegenseitig auszugähnen. Die zivilisirte Welt hat ihre Konzerte, wo musikalisch gegähnt wird. Die zivilisirte Welt hat ihre Universitäten, wo im düstern Hörsaale ein Professor vor einem zahlreichen Auditorium über die Mythologie der alten Gallier spricht; da wird wissenschaftlich gegähnt.

In der Paulskirche spricht ein Mitglied, wel-

chem für den Geiſt, der ihm fehlt, die Worte abgehen. Es fängt Einer an zu gähnen, und bald gähnt die äußerſte Rechte, die äußerſte Linke, das Centrum und ſogar der Präſident mit der Schelle öffnet den Mund und — gähnt. Gähnen iſt dann an der Tagesordnung.

Nur im Gähnen zeigt es ſich, daß der Menſch mit dem Menſchen fühlt. Jeder Unterſchied des Standes, der Geſinnung, der Glaubensmeinung hört auf, wo die Menſchen gähnen. Ein Narr macht blos viele Narren; aber ein Gähner bringt Alles zum Gähnen. Nichts pflanzt ſich ſo ſchnell fort wie das Gähnen, nicht einmal der Elektromagnetismus. Man ſtelle von Mainz nach Bingen jede zehn Schritte einen Mann und leſe dem Erſten eine Seite aus den ſtenographiſchen Berichten der deutſchen Nationalverſammlung vor und ehe eine Minute vergeht, wird der letzte in Bingen gähnen. Mich wundert wirklich, daß man noch keinen Gähn-Telegraphen errichtet; er iſt ja mit ſo wenigen Koſten verbunden, und der Gähnſtoff würde doch gewiß nicht ausgehen, ſo lange unſere Politik keine andere Richtung nimmt. —

Wo wird aber am meiſten gegähnt? Unſtreitig in den gebildeten Zirkeln, in den Theegeſellſchaften, wo man den Thee ſehr dünn und die Muſik ſehr dick kriegt, und wo Euterpe einen ganzen Abend hindurch grauſam gefoltert wird, damit die Geſellſchaft noch grauſamer gefoltert werde. Wir werden zu einem ſolchen Thee eingeladen. Aber kaum ſind wir erſchienen, ſetzt ſich die Haustochter an den Flügel und ſpielt die Wüſte von Felicien David. Der Samum weht; die Sandwolken fliegen in den Lüften; der Muezzin ladet zum Gebete und die Kameele, das einzige, was uns im Orient an unſer theures Vaterland erinnert, kommen immer näher. Wir ſehen auf die Pendüle. Eine Stunde iſt verfloſſen; aber die Wüſte hört noch immer nicht auf. Die Geſellſchaft ſieht ſich gegenſeitig an, mit der ſtummen Frage: Wann werden wir endlich aus dieſer Wüſte kommen? Aber die Wüſte hat drei Theile und wir ſind noch im erſten. Zum Thee ſind wir gekommen und ſind in die Sahara gerathen. Da fängt einer, dem die deutſche Geduld ausgegangen, zu gähnen an und in einem Nu gähnt die ganze Geſellſchaft.

Sie war früher ganz Ohr; jetzt iſt ſie ganz Mund.

Ja, in ſolchen Abendunterhaltungen, wo nichts fehlt als die Unterhaltung, wird am meiſten gegähnt; denn das Gähnen iſt die Rache des Geiſtes, der aus Zorn über die empfundene Verachtung, den Beleidiger mit der Maulſperre heimſucht. Vielleicht iſt auch das Gähnen ein Erſatz für die feine Welt, daß ſie ſich wenigſtens gegenſeitig in den Mund ſehen kann, da ſie ſich doch nie gegenſeitig in's Herz ſieht. —

Die Aerzte behaupten, das Gähnen ſei ein tiefes Athemholen. Wenn nämlich dem Geiſte der Athem ausgeht, fühlt der Körper um ſo energiſcher das Bedürfniß des Athmens. Und wie mancher Geiſt hat einen ſehr ſchwachen Athem!

Jeder Affekt, jeder Trieb hat ſeine eigene Sprache. Der Zorn ſpricht uns in Bildern an; der Neid ſpricht uns ironiſch und die Wuth in abgebrochenen, faſt unartikulirten Tönen an. Die Langeweile aber ſpricht uns gar nicht an; ſie führt keine hörbare, ſondern nur eine ſichtbare Sprache, und dieſe Sprache iſt das Gähnen, wobei der Mund ſich weit öffnet, um zu zeigen,

wie arm er an vernünftigen Worten ist. Die lange Weile ist die Zeit, die sich selbst zur Last geworden. Die Zeit ist die vergängliche Tochter der Ewigkeit, und die Langeweile ist die ungerathene Tochter der Zeit. Die Zeit ist das Endliche im Unendlichen und die lange Weile das Unendliche im Endlichen.

Im Himmel ist ewige Seligkeit, eine Seligkeit, die nie aufhört und ihre Sprache ist Gesang der Cherubim.

In der Hölle ist ewige Langeweile, eine lange Weile, die nie aufhört, und ihre Sprache ist das Gähnen; daher sagt man auch, die Hölle gähnt. O ihr, die ihr in den heiligen Räumen der Paulskirche statt Geschichte, nur Worte macht; ihr, die ihr so oft und so lange auf der Tribüne weilt, daß es dem armen Zuhörer unmöglich wird, eurer langen Reden kurzen Sinn zu finden: nehmt euch in Acht, daß ihr nicht an dem Tage des Gerichtes verdammt werdet zur gräßlichen Strafe des ewigen Gähnens!

Aus den Papieren eines Pechvogels.

Ja, ich bin ein Pechvogel! Meine Stiefeln drücken mich; meine Raſiermeſſer ſchneiden nicht und an meinen Röcken platzen mir alle Näthe. Wohin ich gehe, finde ich Steine des Anſtoßes und wo zufällig keine Steine des Anſtoßes liegen, ſtolpere ich gewöhnlich über meine eigenen Füße. Wenn ich, bloß um mir die Zeit zu vertreiben, aufs Papier kritzele, ſo ſollte man meinen, die Buchſtaben ſeien von dem ausgezeichnetſten Kalligraphen hingemalt; ſobald es aber darauf ankommt, ſchön zu ſchreiben, verſchwört ſich alles gegen mich. Das Papier fließt, die Tinte iſt zu blaß; die Feder ſchreibt entweder zu dick oder zu dünn, und wenn der Brief fertig iſt, ſieht er ſo hieroglyphenartig aus, als ob ihn der egyptiſche König Pſammenit geſchrieben hätte.

Wenn ich allein bin, habe ich die herrlichsten und geistreichsten Einfälle. Ich bin pikant und witzig, so lange ich mich einzig und allein mit mir selbst unterhalte; in Gesellschaft aber, oder einer liebenswürdigen Dame gegenüber, wo jeder gebildete Mensch doch unstreitig am geistreichsten und witzigsten sein sollte, fällt mir nicht allein gar nichts Vernünftiges ein, sondern es kommen mir nur lauter Albernheiten auf die Zunge. Alles Verbindliche, das ich sagen will, verwandelt sich in eine Unhöflichkeit; jedes Kompliment das ich machen will, verwandelt sich in eine Anzüglichkeit; ja, ich, der ich doch Philosophie studirt habe, mache bei solchen Gelegenheiten sogar grammatikalische Schnitzer. —

Bin ich schon jemals in einer Soirée gewesen, ohne ein Unglück anzurichten? Habe ich schon ein einziges Mal in meinem Leben getanzt, ohne meiner Tänzerin die Garnitur des Kleides abzutreten, oder ihr plump auf den Fuß zu treten, oder sie wohl gar umzuwerfen?

Ich habe eigentlich gar kein Unglück; ich habe Pech und das ist noch schlimmer als Unglück. Es scheint, daß das Schicksal mich gar

keines großen Unglücks würdig hält; darum ſucht es mich mit lauter kleinen Neckereien heim. Es macht mich nicht zum tragiſchen Helden, ſondern zum Ritter von der traurigen Geſtalt. Ich bin mein Pech ſchon faſt gewohnt. Ich weiß, daß ich ſtatt der Sandbüchſe regelmäßig das Tintenfaß über das Papier ſchütte; und geſchieht dies ſeltſamer Weiſe einmal nicht, ſo mache ich wenigſtens eine falſche Adreſſe auf den Brief. Steht es nicht etwa im Buche des Schickſals geſchrieben, das jedesmal, wenn ich in zahlreicher Geſellſchaft eine Anekdote erzähle, und Alles auf die Pointe geſpannt iſt, ich dieſe vergeſſen muß? Iſt mir das Butterbrod je anders als auf die fette Seite gefallen? Was habe ich noch je begonnen, das nicht ein tragikomiſches Ende genommen hätte? Wie wurde ich, zum Exempel, Jäger, und wie hörte ich auf, es zu ſein?

Eines Tages kommt ein Freund zu mir und ladet mich auf den andern Morgen zur Haſenjagd ein. „Du weißt, ich verſtehe nichts von dem edlen Waidwerk," ſagte ich. „Du ſollſt es verſtehen lernen," entgegnete mein Freund. „Außerdem," ſetzte er hinzu, „iſt ja nichts leichter, als

einen Hasen zu schießen. Es sind dabei nur zwei Fälle möglich. Entweder du triffst den Hasen, oder du triffst ihn nicht!“ Die Sache war mir einleuchtend. Am andern Tage steh' ich, ein angehender Nimrod, auf dem Feld. Lange wollte sich mir kein Hase zeigen. Endlich glaub' ich etwas Hasenartiges zu entdecken. Ich lege an, drücke los und — ein fürchterliches Geheul erfüllt die Luft. Statt den Hasen zu treffen, hatte ich durch einen unbegreiflichen Zufall einen im Chausseegraben liegenden Handwerksburschen in das Hintertheil geschossen. Der arme Teufel war seiner Profession nach ein Frauenschneider, und so mager, daß mein unglückseliger Schrot von der Haut bis zu den Knochen gar keinen Weg zurückzulegen hatte. Dieser Schneider war mein erstes und letztes Wildpret, das ich erlegte.

Vor zwei Jahren werde ich von einem angesehenen Banquier zu einem thé dansant eingeladen. Der Banquier hat eine einzige Tochter; die einzige Tochter ist eine Blume, eine Venus, eine Perle, ein Diamant. Man darf eine solche Gelegenheit natürlich nicht versäumen. Ich untersuche also die geheimsten Gedanken meines

Kleiderſchrankes, finde in demſelben noch eine brauchbare Idee zu einer Ballweſte, laſſe einige Altersſchwächen meines ſchwarzen Fracks durch einen bewährten Kleiderarzt wieder herſtellen, ſuche unter dem friſch gefallenen Schnee meiner Wäſche das am friſcheſten gefallene Hemde hervor, bringe durch eine nicht genug anzuerkennende Geſchicklichkeit eine transparente Cravatte wieder zur Vernunft, bürſte meinen chapeau claque, der in den Tagen ſeiner roſigen Jugend einmal ein wohlkonditionirter runder Hut geweſen, und als er von den Schlägen und Stößen, von den Stürmen und Ungewittern des Lebens mit zerſtörter Geſundheit ſich zurückgezogen, zum Ballhut beſtimmt worden. Nun eile ich zum Friſeur und laſſe mein germaniſches Haar in franzöſiſche Locken kräuſeln. „Soll ich Sie auch parfümiren?“ fragt mich der Friſeur.

„Ja, mein Freund,“ ſagte ich; „ſparen Sie durchaus keine Düfte!“

„Wünſchen Sie Roſenöl-, Nelkenöl-, Bärenfett-Pomade, oder Crême de“ —

„Bitte,“ unterbrach ich den Friſeur, „bitte, nehmen Sie von jedem etwas. Nehmen Sie

alle Wohlgerüche Arabiens und machen Sie mich zum Meisterstück ihrer Schöpfung."

Als ich, aus den Händen des Friseurs hervorgegangen, mich im Spiegel betrachtete, hätte ich mich vor Freude über meine unwiderstehliche Anmuth küssen mögen. Ich sah aus, wie ein hoffnungsvoller Genius. Ich eilte aus dem Haarschneide-Kabinet, und suchte, um nicht bei Bekannten Aufsehen zu erregen, durch die abgelegensten Straßen in meine Wohnung zu gelangen. Ein durchdringender Duft, der die Aufmerksamkeit aller Nasen auf sich zog, verrieth die Bahnen, die ich durchwandelte. Zu Hause angelangt, unterwarf ich mich den strengen Befehlen meines eigenen Geschmacks, half einigen verfehlten Richtungen in der kunstreichen Knotenverschlingung meiner Cravatte ab, brachte mehr natürliche Einfalt in die Biegung meiner unschuldsreinen Vatermörder, suchte durch Geduld und Beharrlichkeit meinen linken Hosenträger, dessen Gummi-Natur keine Charakterfestigkeit zuließ, an ein Festhalten der bestehenden Ordnung zu gewöhnen, versöhnte ein sentimentales kopfhängerisches Westenknöpfchen mit dem durch Zeit

und Anſtrengung etwas erſchlafften und mürriſch gewordenen Knopfloch und — jetzt war ich ſo ſchön und friſch, als käme ich eben aus der Werkſtätte der Natur. Im Weggehen fällt mir ein, daß ich — o ſchauderhaftes Geſchick! — die Handſchuhe vergeſſen habe: Schnell kehr' ich wieder um, waſche meine Hände in Unſchuld und verhülle ihre keuſche Blöße in gelbes Glaçee. Langſam und bedächtig ging ich nun aus dem Hauſe.

„Ich kenne dich, Fritz," ſagte ich zu mir ſelbſt. „Du läſſt dich bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich von den vorbeifahrenden Wagen beſprützen, oder trittſt mit dem auf's glänzendſte gewichſten Stiefeln gern in unſaubere Tiefen und zerſtörſt alſo durch einen einzigen Fehltritt das ſchöne Werk eines ganzen Tages. Heute darf dies durchaus nicht ſtattfinden!"

Ich hielt mich ganz in der Nähe der Häuſer, unterſuchte mit der ganzen Schärfe meines Auges immer erſt das Terrain, bevor ich mich in meinen glänzenden Verhältniſſen darauf wagte, und ſo erreichte ich nach einem fleckenloſen Wandel das Haus des Banquiers.

Immer nur mit mir beſchäftigt, hatte ich weder Auge noch Ohr für die Außenwelt. Im Corridor ſtoße ich auf einen Bedienten, der mir den Einlaß verweigert. Ich nenne mich. „Ah, Sie ſind der Doktor!“ antwortet der Domeſtik, indem er mich mit ſeltſamer Geberde von oben bis unten betrachtete; „nun, wenn Sie der Doktor ſind, treten Sie nur gefälligſt hier ein.“ Ich nehme meinen Chapeau unter den Arm, bringe mich noch einmal und zum letztenmal in Ordnung, öffne die Thüre und — fahre ſchaudernd zurück, als ich den Banquier unter matter Lampenbeleuchtung in einer Niſche ſitzen ſah. Ach und wie ſaß er da! Er hatte, um ſeinen revolutionären Magen wieder mit ſeiner Conſtitution auszuſöhnen, an demſelben Morgen Bitterſalz gefrühſtückt, und ſaß nun da, ſich geduldig den wohlthätigen Folgen des Heilmittels hingebend. Ich ſtand wie verſteinert, als ich den Banquier in dieſem Zuſtande vor mir ſah. Ich im Ballanzuge, er im tiefſten Negligee; ich im Wohlgeruch ſtehend, er im Gegentheil ſitzend.

„Was führt Sie zu mir, Herr Doktor?“ fragte mich der Banquier.

„Waren Sie nicht ſo gütig, mich auf heute Abend zu einem thé dansant einzuladen?“ fragte ich meinerſeits.

„Zu einem thé dansant?“ wiederholte der Banquier mit einer in ſeinen gegenwärtigen Umſtänden leicht verzeihlichen ſauern Miene und ſetzte dann ironiſch hinzu: „Sie ſehen, lieber Doktor, daß mir in dieſem Augenblick das Tanzen gar nicht einfallen kann.“

„Iſt heute nicht der vierundzwanzigſte?“ fragte ich zerknirſcht.

„Freilich,“ erwiederte der Banquier; „aber der thé dansant, zu welchem ich ſo frei war, Sie einzuladen, hat bereits am vierundzwanzigſten des vorigen Monats ſtattgefunden. Man hat Ihnen wahrſcheinlich in Ihrem Hauſe die ſchriftliche Einladung einen Monat ſpäter eingehändigt.“

„Ja,“ erwiederte ich niedergeſchmettert, „mein nachläſſiger Hausherr hat die Einladung gewiß ſo lange in ſeinem Zimmer liegen laſſen, und ich habe nicht genau aufs Datum geachtet. Nehmen Sie es nur ja nicht übel.“

„Es thut mir ſehr leid,“ erwiederte der

Banquier ſeufzend, „daß ein ſolch höchſt unangenehmer Zufall eingetreten; doppelt leid thut mir's, daß Sie mich in einer ſolchen Situation gefunden. Ich habe dem Bedienten die ſtrenge Weiſung gegeben, außer dem Doktor Niemanden einzulaſſen.“ —

„Sie müſſen den Bedienten entſchuldigen,“ bemerkte ich mit gebrochenem Herzen, indem ich den Chapeau, der mir vor Aufregung auf den Boden gefallen war, wieder aufhob. „Ich ſagte ihm, ich ſei ein Doktor; er konnte natürlich nicht zwiſchen den Fakultäten unterſcheiden, und hat den Doktor der Philoſophie und der freien Künſte, für einen Doktor der Medizin und der Geburtshülfe genommen.“

„Ja, ja, ſo wird es ſein!“ ächzte der Banquier; und da ich es höchſt überflüſſig fand, dieſes tête-à-tête noch länger fortzuſetzen, ſo empfahl ich mich unter höchſt verkehrten Redensarten, da ich vor Aerger kaum meiner mächtig war. Auf der Treppe rannte ich in meinem blinden Zorn ein zartes Weſen um; ich glaube, es war des Banquiers einzige Tochter, die Blume, die Venus, die Perle, der Diamant. Ich konnte

die Geſtalt nicht ganz unterſcheiden; ich hörte nur die Worte: „Sie könnten doch wohl etwas deutlicher ſehen, wohin Ihr Weg Sie führt!“

Als ich wieder auf der Straße war, gab ich mir die unzweideutigſten Beweiſe von Grobheit. Ich führte mich durch die dickſten Pfützen und ſtrich mit den gelben Glaçeehandſchuhen wider die Mauern, damit ſie ſchwarz würden; denn das ärgerlichſte war mir jetzt, daß ich ſo geputzt ausſah, und Niemanden, der mich etwa um die Urſache meiner plötzlichen Schönheit hätte fragen können, die Wahrheit ſagen durfte, ohne mich lächerlich zu machen. Nicht einmal meinem Hausherrn, der doch die ganze Miſere verſchuldet hatte, ſagte ich ein Wort, ſondern ſchlich in mein Zimmer, ballte die Fauſt gegen mein ſatyriſches Geſchick, gab mir eine heftige Ohrfeige, und, als ich darüber ärgerlich wurde, noch eine zweite; entkleidete mich, indem ich mir die anzüglichſten Dinge ins Geſicht ſagte, und ſchleuderte mich, ohne mir einen Biſſen Abendbrot zu gönnen, ſchnell ins Bett. —

Was hat mir mein ſatyriſches Schickſal voriges Jahr erſt für einen Streich geſpielt! Ich

war bei einer ehrwürdigen Familie eingeführt, die mich ſchon ſehr häufig durch Dienſte mannigfacher Art verbunden hatte. Das Familienhaupt ſah ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage entgegen; dieſer Tag ſollte auf's ſchönſte gefeiert werden, was ohne Poeſie natürlich gar nicht geſchehen konnte. Man wendet ſich an mich. Ich dichte eine Allegorie, in welcher die Frau, die Kinder und Enkel des Jubilars mit Rollen bedacht wurden. In dieſer Allegorie kamen die vier Jahreszeiten vor. Die zwei älteren Töchter machten den Winter und den Sommer; die dritte, ein gutmüthiges, aber etwas ſehr umfang- und blatternarbenreiches Fräulein in der ſchönſten Blüthe des Schwabenalters machte den Herbſt- und die jüngſte — meine Flamme — den Frühling. Für den Frühling hatte ich die ſchönſten Verſe gemacht. „Lenze", „Kränze"; „Seele", Philomele"; „Roſenblüthe", „Herzensgüte" und noch viele andere Reime, die das Ohr ergötzen und das Herz erweichen, wechſelten in dieſen Verſen melodiſch ab. Die Mutter ſtellte die Ewigkeit vor; denn ſie wollte durchaus auch eine Rolle haben. Die männlichen Enkel waren Che-

tubim; die weiblichen waren Seraphim. Ich ſelbſt war Kronos. Jeden Abend, nach dem der Alte zu Bette gegangen war, wurde Probe gehalten. Es ging Alles ganz vortrefflich. Die Ewigkeit hatte zwar einen kurzen Athem und ein ſchlechtes Gedächtniß; allein ſie hatte nur wenige Strophen zu ſagen; außerdem war ich, die geflügelte Zeit, ihr ſtets zur Seite, und konnte alſo ſouffliren, wenn ihr Gedächtniß noch kürzer wurde als ihr Athem. Die rauhe Jahreszeit hatte das meiſte mimiſche Talent. Der blatternarbige Herbſt konnte das R nicht ganz deutlich ausſprechen; ich ſtrich alſo die überflüſſigen Schnarrlaute. Der Sommer ſprach anfangs viel zu ſchnell; allein es gelang endlich doch, ihm dieſen Fehler abzugewöhnen. Mein geliebter Frühling ſprach wie Polhymnia, und was meine Wenigkeit betrifft, ſo darf ich mir ſchmeicheln, daß ich in meiner Rolle höchſt glückliche Momente hatte. —

Endlich kam der Tag. Die Darſtellung ſollte um 11 Uhr Vormittags vor ſich gehen. Auf 5 Uhr Morgens wird die lezte Generalprobe feſtgeſezt und zwar für alle Gottheiten und Engel,

bis auf die Ewigkeit, welche ſo früh nicht aufſtehen konnte, und bis auf Kronos, der natürlich ſeiner Sache ſehr gewiß war. Ich fand das bereits koſtümirte Perſonal vollſtändig. Der Winter ſtarrte in einem ſteifgeſtärkten Mouſſelinkleide, welches den Schnee bedeuten ſollte; als Garnitur des Kleides waren künſtlich verfertigte Eiszapfen angebracht. Auf dem Rücken trug er ſchon von Natur einen kleinen Gletſcher. — Auf dem Kleide des Herbſtes war hinten und vorn das herrlichſte Obſt geſtickt und gemalt, Reineclauden, Tafelbirnen und Borsdorfer Aepfel. Der Sommer ſah ſehr gewitterſchwül aus und trug ein kleines Kornfeld auf dem Kopfe. Der Frühling war geſchmückt mit einem durchſichtigen Gazekleidchen, hatte ein allerliebſtes, mit Roſen und Tulpen geſchmücktes Strohhütchen auf dem blonden Köpfchen, und hüpfte — das Hüpfen lag in der Rolle — ſo zierlich und niedlich, daß man das kleine Füßchen hätte küſſen mögen. Ein lieblicher Duft von Hollunder entſtrömte dem zarten Weſen, das wie ein verkörpertes lyriſches Gedicht ausſah. Die Cherubim und Seraphim waren zwar noch etwas ſchläfrig; da ſie aber

nichts zu ſprechen hatten und außerdem heute mit einer doppelten Ration Milchbrod bedacht wurden, verhielten ſie ſich im Ganzen mit jenem Anſtande, den man von ſolchen Engeln mit Recht erwarten kann. —

Als ich mich in dieſer Generalprobe überzeugt hatte, daß Alles ganz vortrefflich gehen würde, eilte ich nach Hauſe, um mich anzukleiden. Ich preßte mich in aſchfarbigen Trikot, um das graue Alterthum anzudeuten; band mir um das Kinn einen ſchneeweißen Bart, der mir bis über die Knie herunterwallte, befeſtigte an den Schultern zwei rieſenmäßige Flügel, die ein mir befreundeter Maler höchſt kunſtreich gefertigt, nahm in die linke Hand ein Stundenglas und in die Rechte eine ungeheuere Senſe, brachte meine graue, halbkahle Perücke nochmals in Ordnung und ſtieg in die vor meiner Thüre harrende Droſchke.

Der Droſchkengaul mußte viel poetiſches Gefühl haben; vielleicht ſtammte er von einer Seitenlinie des berühmten Pegaſus ab; denn er ſtrengte ſich, trotz ſeinem ſehr vorgerückten Alter außerordentlich an, und flog wie eine böſe Nach-

richt ſchnell durch die Stadt. Noch eine Straße und ich waram Ziele, — da biegt der Wagen um die Ecke, ſtößt auf einen andern, fährt wider einen Prallſtein und ſauſend fliegt ein Rad los und halb zerſchmettert liegt die lebensmüde Droſchke auf dem Pflaſter. Hätte mich nicht ein befreundeter Genius beſchützt, ich würde gewiß nicht die lange Senſe ſchnell von mir geſchleudert, ſondern mir mit derſelben im Sturze vielleicht meinen noch unreifen Kopf abgemäht haben. Mein Schreck war ſo groß, daß ich, das Stundenglas krampfhaft in der Hand haltend, mich mit zerſchmetterten Flügeln aus dem Wagen arbeitete. Ich Unglückſeliger! Es war der ſchönſte Frühlingsmorgen und die Nachzügler der Schuljugend gingen gerade mit peripathetiſchen Schritten der Schule zu. Man kann ſich nun leicht den Hallo denken, als mich die Blüthe der Gaſſenjugend wahrnahm. Ich hätte, wenn mir nur die geringſte Beſinnung geblieben wäre, den kurzen Weg nach dem Hauſe des Jubilars einſchlagen müſſen; ſtatt deſſen aber kehrte ich um und ſchlug den langen Weg nach meiner Wohnung ein. Schon nach einigen Minuten wandelte ich wie ein Ko-

met mit einem ungeheuren Schweiſ, den das junge und alte, das ſtarke und ſchwache Geſchlecht des Hausbagelthums hinter mir bildete. Man öffnete ſogar, von dem einladenden Lärm gelockt, alle Fenſter und ich bemerkte bald, daß ich ſelbſt die Aufmerkſamkeit der ſchönſten, noch in der Toilette begriffenen Damen auf mich gezogen hatte. Das Geſchrei wurde bald ſo fürchterlich und das Gedränge ſo groß, daß ich mich kaum bewegen konnte. Ich hörte aber trotz dem Lärmen die ſchlechten Witze, die über mich gemacht wurden.

Durch ſolche miſerable Witze zeichnete ſich namentlich ein langer, ſpindelbeiniger Kerl aus. Er munterte das aufgeregte Publikum durch kauſtiſche Reden zu größerer Lebhaftigkeit auf und ſagte: „Liebe Kinder, der Kerl in Trikot ſtellt die Zeit vor. Unter allen erbärmlichen Zeiten, die ich ſchon erlebt, iſt das die erbärmlichſte Zeit. Aber drückt nicht ſo, lieben Kinder, ihr könntet ſonſt die Zeit tödten und in der Jugend muß man mit der Zeit vorſichtig umgehen. Die Zeit hier ſcheint in der Zeit noch ſehr zurück zu ſein; denn wir haben heut den ſiebenten Mai

und die Zeit meint, es ſei heut erſt Faſtnacht. Drückt nicht ſo meine lieben Kinder; denn die Schwingen der beſchwingten Zeit ſind ja, wie ihr ſeht, ſchon zerquetſcht genug und wenn ihr noch mehr drückt, ſo kann die Zeit gar nicht mehr fort und wird am Ende noch zur Ewigkeit.“ —

O ich hätte aus dem Trikot und aus der Haut zugleich fahren mögen, als ich den langen Wicht, der mir auf den Ferſen folgte, ſo reden hörte. Das Jauchzen, Heulen, Toben und Schreien wurde endlich ſo heftig, das Drängen, Drücken und Stoßen ſo unausſtehlich, daß ich in einem Anfall voll Verzweiflung rechts und links um mich hieb und in ein Haus floh. Aber ich war ſchon zu ſehr der Held des Tages; das ſüße Publikum vor der Thüre hatte mich ſchon zu lieb gewonnen, als daß es mich ruhig hätte entbehren wollen. „Zeit, heraus! Zeit, heraus!“ tobte und heulte die Menge. Die Magd, die mich mitleidig aufgenommen, mußte der öffentlichen Meinung nachgeben, und ich war wieder im Freien. Zu meinem Glücke griffen mir jetzt zwei humane Polizeidiener unter die Arme und führten mich

auf die Wache und zwar mit obligater Begleitung der Crême de la Crême des Stadtpöbels. Auf der Wachtſtube betheuerte ich, daß ich gar nicht die vergängliche Zeit wäre, ſondern im Gegentheil ein Doktor der Philoſophie. Ich bat die Diener der öffentlichen Sicherheit, aus meinem aſchgrauen Trikot keinen Verdacht zu ſchöpfen; ich wäre nur eine unſchuldige poetiſche Idee. Als ſie pflichtgemäß an meinen Worten zweifelten, begann ich mit Thränen der Wehmuth: „Wenn ich ein Spitzbube, oder Demagog, oder Communiſt, oder Freigeiſt, oder ſonſt eine gefährliche Perſon wäre, würde ich mich nicht ſehr ſorgfältig zu verhüllen ſuchen, ſtatt daß ich jetzt, wie dieſer Trikot beweiſt, meine unverdächtigen irdiſchen Formen Preis gebe? Meine Herren, ich bin nichts mehr und nichts weniger, als eine mythologiſche Figur. Kronos iſt mein Name und eine Droſchke mein Unglück. Ich bin ein verlorenes Stück aus einer Allegorie; das betheure ich Ihnen auf mein Ehrenwort.“

Mein theurer Leſer! Es iſt ſehr ſchwer, über ſeinen eigenen Schatten wegzuſpringen; aber noch ſchwerer iſt es, einen verdachtſchöpfenden

Polizeidiener von Tugend und Unſchuld zu überzeugen, beſonders wenn man als poetiſche Idee verkleidet iſt; denn von poetiſchen Ideen iſt die Polizei durchaus nicht eingenommen. Erſt nachdem man in meiner Wohnung und im Hauſe des Jubilars beruhigende Erkundigungen eingezogen, ward ich der Freiheit wieder gegeben und fuhr wohl verhüllt und in den Winkel gedrückt nach Hauſe.

Aber das Feſt war geſtört. Die Jahreszeiten mußten ohne mich auftreten; die Cherubim und Seraphim verloren die Geduld und ſchrieen; und die Ewigkeit blieb, wie mir ſpäter der Herbſt ſagte, zweimal ſtecken. Der Frühling hat mir ſeit jener Zeit ſeine Gunſt gänzlich entzogen und nur mit dem Herbſt ſteh' ich einigermaßen noch in freundſchaftlichem Verhältniß. —

O ich könnte dreißig Bände in Kirchenthürformat ſchreiben, und würde dennoch nicht Raum genug für alle jene kleinen Unglücksfälle haben, die mich ſchon heimgeſucht. Aber ein großes Unglück, ein Unglück, das ich von meinen Ahnen geerbt, ein Unglück, das nur dereinſt mit mir begraben wird, ja, ein rieſengroßes Unglück iſt —

mein Name. Ich heiße Fiſcher. — Wundere dich nicht, theurer Leſer, daß ich dieſen ſchönen und höchſt wohlklingenden Namen für ein Unglück halte. Er könnte, ich weiß es, viele gleichnamige Menſchen glücklich machen; mich aber, den Pechvogel par excellence, bringt er aus einer Unannehmlichkeit in die andere. Wie wenig Menſchen giebts in Deutſchland, die nicht Fiſcher heißen und wie viele Fiſchers unter dieſen Menſchen begehen nicht dumme Streiche!? Ach, und die meiſten dummen Streiche, welche die meiſten dieſer Fiſchers in der Umgegend begehen, kommen gewöhnlich auf meine Rechnung. Es kommt ein Schneidersjunge mit einer Rechnung! ich bebe zurück, ich leſe: „Für rückſtändige Beinkleider von Oſtern fl. 45. Um endliche Bezahlung wird gebeten.“ Ich unterſuche die merkwürdigſten Epochen und Perioden meiner Garderoben; es finden ſich keine rückſtändigen Beinkleider darunter. Es war ein Irrthum; ich bin mit einem andern Fiſcher verwechſelt worden. —

Ich bin mit den wichtigſten Arbeiten beſchäftigt, als plötzlich die Thüre aufgeht und eine Dame mit falſcher Vorderſeite und einem koloſ-

falen Pariſer Hinterhalt unter tauſend Verbeugungen vor mich tritt. Sie nennt ſich. Sie heißt Madame Amalia Zeiſig-Campoſiore; ſie iſt erſte Bravourſängerin von der Scala in Mailand. Ich glaub' es; der Glaube macht ſie ſelig. Sie ſetzt ſich hin und ſchlägt einen ſolch' gewaltigen Triller, daß mein Spiegel eine Gänſehaut kriegt und meinem Sopha der Schrecken durch die Glieder fährt. Sie ſchlägt noch einen Triller; ſie ſingt eine ganze Arie. Ich frage, was ſie zu mir führt. Statt der Antwort ſingt ſie:

„Schleud're, Himmel, vom Wolkenſitze
Deine Donner, deine Blitze!“

Nachdem ſich dies melodiſche Gewitter verzogen, fängt ſie, ſtatt mir zu antworten, abermals zu ſingen an. Die ganze Unſterblichkeit Donizetti's, Bellini's, Halevi's und Auber's ſchmettert in mein Ohr. Endlich fragt ſie erſchöpft: „Wie gefall' ich Ihnen? Auf Ihr Urtheil darf man bauen; denn Sie ſind als Muſikkenner und ſcharfſinniger Kunſtrichter allgemein berühmt.“ Ich lächle und gebe ihr in diplomatiſchen Redensarten meinen Beifall zu erkennen. „Nun wenn ich Ihnen gefalle, Herr Doktor,“ liſpelt die

fahrende Nachtigall, „ſo darf ich hoffen, daß Sie mich in Ihrem weit verbreiteten Blatte dem Publikum empfehlen.“

„Ich redigire kein Blatt,“ antworte ich. — „Sind Sie nicht der Doktor Fiſcher?“ fragt ſie. „Ja,“ ſeufze ich; „aber der Redakteur des Blattes iſt ein anderer Doktor und ein anderer Fiſcher.“

Die Sängerin verläßt das Zimmer, nachdem ſie mir meine Ohren verſungen. Ich war wieder vertauſcht worden. —

Vor einigen Monaten gehe ich in ein Kaffeehaus. Ich konnte den ganzen Tag gar nicht klug aus mir werden; denn es war ſchon vier Uhr Nachmittags und dennoch hatte ich noch kein Unglück erlebt. Kaum ſetze ich aber die Taſſe an den Mund, als mehrere Lieutenants mit den heftigen Worten auf mich zukommen: „Warum laſſen Sie Ihren ſchlechten Witz an dem Militär aus? Warum, Herr, ſuchen Sie die Lieutenants lächerlich zu machen?“

„Ich?“ frag' ich erſtaunt.

„Wer anders als Sie?“ ſchrieen die Krieger. „Haben Sie etwa nicht den hämiſchen Artikel in der „Melpomene“ verfaßt?“

„Ich kenne die Melpomene gar nicht," verſichere ich; und bald ergiebt ſich, daß ich wieder mit einem andern Fiſcher verwechſelt worden bin.

Ich will den Leſer durch Aufzählung aller, durch meinen unglückſeligen Namen mir widerfahrenen Unannehmlichkeiten nicht ermüden, das aber ſteht feſt: ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich einen andern Namen hätte. Ich mache in dieſer Beziehung wahrhaftig gar keine groſſen Anſprüche. Ich wollte nicht Löwe, Wolf, Bär, Adler, oder Geier heißen; ich wollte gar keinen fleiſchfreſſenden Namen beſitzen, ich würde mich recht gern mit einem zahmen Stall- oder Hausviehnamen, mit Schaf, Ochs, Hammel, Lamm, Haſe und Hähnlein begnügen; ja ich würde mit Schloſſer, Maurer, Töpfer, Weber, Seiler, Schuſter, Schneider oder einem andern banauſiſchen Namen ſchon ſehr zufrieden ſein. Aber Fiſcher heißen zu müſſen, das iſt fürchterlich, das iſt gräßlich.

Belehrungen eines närriſchen Vaters

für

ſeinen närriſchen Sohn.

Pollakis kai moros anehr mala kairion eipen.

Mein Sohn! Guter Rath iſt theuer; aber man kann ihn von Freunden leichter erhalten, als gutes Geld. Aller Anfang iſt ſchwer und die Narrheit iſt aller Weisheit Anfang.

Mein Sohn! wir leben in böſen Zeiten. Nicht mehr um das Gold der Sonne, ſondern um die Sonne des Goldes dreht ſich unſere Erde. Kunſt und Wiſſenſchaft unterliegen der finanziellen Berechnung und kein Genie wird mehr geſchätzt, wenn es ſich nicht gut rentirt. Haſt du Geld, ſo haſt du Alles, haſt du Alles ohne Geld, ſo haſt du nichts. Deshalb nimm eine Laterne und ſuche Geld. Suche Geld ohne Frau

und wenn es nicht anders ſein kann, ſuche Geld mit einer Frau; niemals aber eine Frau ohne Geld.

Geld ohne Frau iſt Licht ohne Schatten; eine Frau ohne Geld iſt ein Schatten ohne Licht.

Mein Sohn, bewahre dein Herz vor Weibern im Allgemeinen und vor koketten Weibern im Beſonderen. Die Kokette trägt das Herz auf dem Buſen, aber nicht unter dem Buſen. Sie wirft es Jedem zu wie einen Spielball, und fängt es wieder geſchickt auf wie einen Spielball. Tauſende glauben es zu beſitzen; aber es bleibt immer ihr Eigenthum. Sie ſpielt damit, aber ſie verſpielt es nie. Sie leiht es Jedem und ſchenkt es Keinem.

Hüte dich auch vor ſentimentalen Weibern. Sie liebäugeln mit dem Mond und ſchwelgen in Lilien und Vergißmeinnicht. Sie vergießen ſchwermüthigen Thee und lauwarme Thränen; ſie hegen Sympathie für Nachtigallen und weiße Tauben und können vor lauter Mitgefühl nicht zu wahrem Gefühle kommen. Sie machen Verſe, verſalzen die Suppe und tragen blühende Sträußchen auf verwelkten Herzen.

Hüte dich auch vor den ſogenannten praktiſchen Weibern, die ſo nüchtern ſind, daß ſie die Proſa des Lebens noch einmal in's Proſaiſche überſetzen; die ſorgfältig der kranken Strümpfe pflegen, von der theuern Butter mit zerknirſchtem Herzen ſprechen und einen poetiſchen Gedanken für einen Verrath an der Familie halten. Solche Frauen haben hausbackene Gefühle. Sie ziehen die Peterſilie dem Jasmin vor und kennen nichts Schönes auf Erden, wenn es nicht der Haushaltung zu gut kommt. Wo die Wirthſchaft aufhört, hört auch ihr Geiſt auf; und wo die Poeſie anfängt, haben ihre Empfindungen ein Ende.

Man kann, wie der ewige Jude, eine ganze Ewigkeit die Welt durchwandern und ſich dennoch in einem Frauenherzen nicht zurecht finden können.

Liebe die Wahrheit, wenn dir dadurch kein Schaden geſchieht und meide die Lüge, wenn es dein Vortheil mit ſich bringt. Dann wirſt du gewiß zum Ziel kommen.

Der gerade Weg iſt nicht der beſte und ein gerader Rücken nicht des vortheilhafteſte; man kommt ſehr oft mit krummen Rücken auf krummen Wegen am ſchnellſten zum Ziele.

Wenn du eine Dummheit begangen, ist's am besten, sie zu verschweigen und dir keine Vorwürfe deshalb zu machen; denn was nützt es, sich erst ohrfeigen und dann sich selbst verklagen? Muß man dann nicht jedenfalls den Prozeß verlieren, selbst wenn man ihn gewinnt?

Wenn dich der Schuh drückt, so hilft es dir nichts zu erforschen, ob der Fuß zu groß für den Schuh, oder ob der Schuh zu eng für den Fuß! das beste Mittel in diesem Falle ist, die Schuhe zu wechseln und dir's bequem zu machen; das ist aber ein Mittel, von welchem die deutsche Philosophie sich nichts träumen läßt.

Hüte dich vor seinen Abendgesellschaften. Man geht mit Appetit hin und kommt mit Hunger zurück. Man darf dort nicht schlafen und kann dort nicht wachen. Vom Knäul des Stadtklatsches wickelt man in solchen Gesellschaften die dünnen Fäden der baumwollenen Unterhaltung ab. Man beschäftigt dort nichts als die Zunge, und Geist und Magen gehen leer aus. Man reicht dir gesinnungslosen Punsch oder Cardinal, der über die eigene Schwäche schamroth wird, oder schwermüthige Mandelmilch mit hektischen

Diskuiten; und wenn du aus der Gesellschaft gehst, mußt du in ein Gasthaus stürzen, um dir nach der langen Hungerkur wieder frische Kräfte zu holen.

Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt; aber wie man die Hühneraugen los wird, das weiß Niemand.

Nichts ist so leicht zu erwerben als eine Weisheit, die nichts nützt und Theorien anzustellen, in denen kein praktischer Verstand ist. Solche Theorien gleichen den hohlen Nüssen. Man muß diese hohlen Nüsse eben so gut knakken, wie diejenigen, die einen frischen Kern haben; aber wenn man sich die Zähne stumpf geknackt, sieht man ein, daß alle Mühe umsonst war.

Hüte dich vor Leuten, die stets gottesfürchtigen Trost auf der Zunge tragen und statt deine Noth hülfreich zu vermindern, dich mit Wechseln auf den Himmel versehen, die auf Erden leider keinen Cours haben. Hüte dich vor ihnen; denn es sind Heuchler.

Der Mensch denkt; Gott lenkt. Aber wenn der Mensch nicht denkt, lenkt Gott dennoch.

Sonſt würde es in der Welt, wo der gröſste Theil nicht denkt und wo dem übrigen Theile das Denken verboten wird, wahrlich ſehr ſchlimm ausſehen.

Man kann in kleinen Dingen ſehr tugendhaft, und in groſsen ſehr niederträchtig denken, und es iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Herzensreinheit und Herzensreinlichkeit.

Sei mäſsig im Eſſen und Trinken; denn aus einem überladenen Magen entſtehen böſe Gelüſte, Unverdaulichkeiten und tyranniſche Geſinnungen. Hätte es nicht Fürſten gegeben, die mehr gegeſſen als gearbeitet und mehr getrunken als gedacht haben: die Weltgeſchichte wäre um viel blutige Blätter ärmer. Es gibt Menſchen, die viel denken und nichts zu eſſen haben, und es gibt Menſchen, deren Magen ein Omnibus iſt. Er wird nie voll.

Suche den Schein von dem Weſen zu unterſcheiden. Dann wirſt du keinen feinen Rock über einem groben Hemde tragen und den Mitteln ohne Titel, vor Titeln ohne Mittel den Vorzug geben. Es gibt Menſchen, die den äuſsern Glanz der innern Wohlhäbigkeit vorziehen,

und um jenen zu erhalten, dieſe aufgeben. Solche Menſchen wandeln mit hellgewichſten Stiefeln ohne Sohlen durchs Leben.

Das Leben genirt genug; drum trage keine Steege an den Hoſen und keine ſteifen Vatermörder; denn ſie hindern Kopf und Fuß an freier Bewegung.

Beherzigeſt du dieſe Lehren, wird es dir vielleicht gut gehen. Wenn du ſie aber nicht beherzigſt, wird es dir vielleicht noch beſſer gehen. Denn der Verſtand iſt ein Wegweiſer auf dem Pfad des Lebens. Er zeigt den Weg, aber er ebent ihn nicht; und Diejenigen, die das Glück haben, vierſpännig zu fahren, brauchen ſich nicht einmal nach ihm zu richten, da ſie auf Umwege gerathen können, ohne ihre eigene Kraft anſtrengen zu müſſen.

Eine kleine Predigt an groſse Philiſter.

Verhaſste Buhörer!

Glaubt nicht, daſs ich hier vor euch ſtehe, um euch die bittere Pille der Wahrheit zu überzuckern; nein, ich ſtehe hier, um euch zu ſagen, was ihr für Menſchen ſeid. Doch was ſag' ich? Ihr ſeid ja gar keine Menſchen; ihr ſeid nur zweibeinige Thiere ohne Federn. Ihr ſeid von Allem Etwas und im Ganzen gar nichts.

Vom Eſel habt ihr die Verſtocktheit, vom Fiſch das kalte Blut, vom Haſen die Furcht, vom Rhinozeros das harte Fell und vom Kameel die laſttragende Geduld. Nichts iſt groſs an euch als das Maul, und nichts iſt weit an euch als das Gewiſſen. So groſs aber euer Maul iſt, ſo klein und kleinlich iſt eure Geſinnung; und ſo

weit euer Gewiſſen iſt, ſo eng und beengt iſt eure Anſicht. Nichts iſt beweglich an euch, als euer Zopf; und nichts iſt tief an euch, als euer Geldbeutel. Aber ſo leicht zu bewegen euer Zopf iſt, ſo ſchwer zu bewegen iſt euer Gemüth; und ſo tief euer Geldbeutel iſt, ſo flach und oberflächlich ſind eure Grundſätze. Eure Menſchenliebe reicht nicht weiter, als die Fühlhörner einer Schnecke, und euer Charakter iſt nicht feſter, als ein zertretener Filzſchuh. Euer Hauptbuch iſt euch das Buch der Weisheit; und „Soll“ und „Haben“ ſind die beiden Pole, um welche ſich eure Gedankenwelt dreht. Mit der Krämerelle meßt ihr das Genie und auf der ſchmutzigen Käſewage wägt ihr den Werth der Menſchheit ab. Brabanter Kronenthaler ſind euere Muſik; und der Klang holländiſcher Zehngulden-ſtücke iſt eure Harmonie der Sphären. Ihr kennt keine Freunde, als Handelsfreunde und die Börſe iſt eure Kirche, in welcher ihr vor dem allmächtigen Mammon die Andacht verrichtet.

Wann vergießt ihr Thränen? Sobald ihr ſcharfen Meerrettig eßt! Und wann werdet ihr warm? Wenn ihr hinter'm Ofen hockt! Wen

liebt ihr am meiſten? Euch ſelbſt! Und wen liebt ihr am wenigſten? Euren Nächſten! Was iſt eure Liebe? Geld! Was iſt euer Glaube? Geld! Was iſt eure Hoffnung? Geld! Was habt ihr im Kopf? Zahlen! Und was habt ihr im Herzen? Gar nichts!

Glaubt nicht, ihr verfluchten Zuhörer, daß ich Einige von euch nur im Geringſten vor allen übrigen vorziehe. Nein! Ihr gleicht euch Alle ſo ſehr, wie ein Strick dem andern. Und müßte ich den ſchlechteſten von euch wählen, ich würde den erſten beſten von euch nehmen, und hätte mich in der Wahl nicht getäuſcht.

Euer Hochmuth hat kein Ziel und euer Dünkel hat keine Grenze; euere Würde hat keinen Anfang und euere Geldgier hat kein Ende. Drum hol' euch der Teufel in Gottes Namen! Amen!

Dilettanten.

Kein Menſch iſt beſcheidener als das Genie; Niemand iſt ſchüchterner als der wahre Künſtler; und derjenige, welcher in der Kunſtwelt mit kühnen Schwingen ſich erhebt, tritt in der wirklichen gewöhnlich nur zagend auf. Ich kenne wohl den Göthe'ſchen Spruch: „Nur die Lumpe ſind beſcheiden.“ Göthe meinte aber auch nur jene lumpige Beſcheidenheit, aus der, wie aus dem zeriſſenen Mantel des Antisthenes, die cyniſche Unbeſcheidenheit frech hervorguckt. Es hat noch nie ein gewaltiger Genius gelebt, der ſchnurſtracks in den Tempel der Unſterblichkeit eingegangen wäre; ſelbſt der größte unter den großen Geiſtern hat erſt nach langem Irren und heißen Streben die Pforten deſſelben erreicht.

Ganz anders ist es mit dem Dilettanten! Weil er sich nicht über die Erde erheben kann, sieht er den Himmel natürlich in viel geringerer Entfernung die Erde berühren, als derjenige, welcher einen hohen Standpunkt erreicht hat.

Der Dilettant fällt gleich als Meister vom Himmel; er stürzt gleichsam in den Tempel der Unsterblichkeit. Er wartet nicht erst, bis die Anerkennung ihm den Preis ertheilt; nein, er pflückt sich den Lorbeer selbst; er flicht ihn mit eigenen Fingern zum Kranze und setzt sich ihn mit eigenen Händen auf's Haupt. Er wendet viel mehr Sorgfalt auf die Anerkennung seiner selbst, als auf seine Schöpfungen, und gibt dem Weihrauchfaß, mit dem er sich selbst beräuchert, viel mehr Schwung, als seinen Werken, deren einziger Bewunderer er selbst ist.

Der Dilettant unterscheidet sich aber von dem wahren Künstler besonders darin, daß er nicht wie dieser die Schwierigkeit einsieht, selbst nur in einem einzigen Kunstgebiete sich hervorzuthun: der Dilettant glaubt sich vielmehr in allen Künsten Herr und Meister. Er umarmt nicht, wie das wahre Genie, nur eine Muse, sondern glaubt

wie im Kegelſpiel mit kräftigem Arme alle Neune — über den Haufen werfen zu können. Der Dilettant trinkt nicht, er ſäuft aus dem kaſtalliſchen Quell, und nicht um ſich zu begeiſtern, ſondern um oft und gelind — abzuführen.

Man muß nicht den Kunſtfreund mit dem Dilettanten, nicht die Kunſtliebe mit dem Dilettantismus verwechſeln. Der Kunſtfreund huldigt der Kunſt, weil ſie ſein Herz veredelt und ſeinen Geiſt erhebt. Er iſt Gläubiger, aber nicht Prieſter. Er betet die Kunſt an und bringt ihr aufrichtige Opfer, während der Dilettant ſich ſelbſt anbetet und die Kunſt ſeiner Eitelkeit zum Opfer bringt.

Man wird vielleicht dieſes Urtheil über Dilettanten zu hart finden, allein kein Dilettant wird ſich dadurch verletzt fühlen, weil ſich kein Dilettant für einen ſolchen, ſondern für einen Künſtler hält. Aber ich will es meinen Leſern nur geſtehen, daß ich auch noch einen Privathaß gegen die Dilettanten hege, weil mir der Dilettantismus ſchon ſo viele qualvolle Stunden, ſo viele ſchlafloſe Nächte verurſacht hat. Der Dilettantismus hat mich von jeher wie ein böſer

Geiſt in tauſend Geſtalten verfolgt. In Frankfurt am Main hat er mich in Geſtalt eines Sängers faſt zum Wahnſinn gebracht. Dieſer, ich meine den Sänger, der ein Zimmer bewohnte, welches von dem meinigen nur durch eine dünne Wand getrennt war, ſang regelmäßig die halbe Nacht: „Seht, wie herrlich ſtrahlet der Morgen", und zwar mit einer Stimme, an der man durchaus nicht erkennen konnte, ob ſie aus der Kehle eines hungerigen Bären, oder eines gereizten Stieres, oder eines Metzgerhundes kam, der ein junges Kalb zum Fortſchritt treibt. Es vereinigte ſich in dieſer Stimme Alles, was nur einigermaßen ein menſchlich geformtes Ohr zur Verzweiflung bringen kann.

Vier Wochen lang hörte ich dieſem Sänger zu. Endlich riß meine deutſche Geduld, und ich machte ihm eines Morgens einen Beſuch. Ich fand meinen Peiniger juſt beim Frühſtück, das man füglich ein Mittagsmahl hätte nennen können. Er ſteckte zwiſchen Schinken, Limburger Käſe, Eiern und Weisbrodpyramiden, und man ſah es ſeinen Kau-Werkzeugen gleich an, daß von allen dieſen Viktualien kaum eine winzige Skizze

ſeinem Appetit entrinnen würde, ſo wahrhaft koloſſal war er. Der Sänger war, wenn ich ſo ſagen darf, dreiſtöckig gebaut; aber nicht nur ſeine Höhe, auch ſeine Breite war beträchtlich, ſo daß ich gleich bei ſeinem erſten Anblick es für das rathſamſte hielt, ſanft zu bitten, ſtatt ſtürmiſch zu fordern. Als er mich alſo um die Urſache meines Beſuches fragte, ſprach ich erſt von der Menſchheit im Allgemeinen, dann von den fünf Menſchenracen im Beſonderen. Nicht ohne Geſchicklichkeit kam ich ſodann auf den ziviliſirten Europäer und deſſen Fähigkeit, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich hervorzuthun. Dieſe Einleitung, welche ohngefähr eine Viertelſtunde dauerte, ward von meinem Tyrannen mit der höchſten Aufmerkſamkeit angehört. Dies hinderte ihn aber nicht im geringſten an ſeiner angenehmen Beſchäftigung. Ich ſah, wie er mit einer wahrhaft erſtaunenswerthen Virtuoſität die Eier aufklopfte und in einem Nu wie ein Vampyr ausſaugte; ich ſah, wie er, ohne nur ein einziges Mal irre zu werden, regelmäßig nach dem Schinken den Käſe und nach dieſem ein Ei ergriff. Kurz, ich ſah hier nicht blos einen rohen Empi-

riker: ich ſah ein wahrhaftes Talent, und kaum war ich mit der Einleitung fertig, als er auch mit ſeinem Frühſtück fertig war. Ruhig wiſchte er ſich Mund und Kinn, und rückte ſeinen Seſſel etwas näher zu mir, der ich eben von der Kunſt im Allgemeinen zu der Geſangkunſt im Beſonderen überging. Ich ſprach von Orpheus, Arion, Homer, Pindar, König David, Virgil und Horaz, die ſämmtlich große Sänger waren; ich ſprach hierauf von den Minneſängern und Meiſterſängern und kam natürlich auf die Opernſänger. Von den Opernſängern kam ich auf die Zuhörer, von den Zuhörern auf die Ohren, von den Ohren auf das Ohrenſauſen und — jetzt war ich endlich am gewünſchten Ziele.

Ich pauſirte einen Augenblick, um zu ſehen, welche Wirkung meine Rede hervorgebracht. Mein fürchterlicher Zuhörer legte ruhig die Serviette auf den Tiſch, ſtocherte ſich die Zähne, ſah mich an und ſagte: „Sie haben mit der Menſchheit im Allgemeinen begonnen und mit dem Ohrenſauſen im Beſonderen aufgehört. Was geht Sie die Menſchheit, was geht mich das Ohrenſauſen an?“

„Mein Herr," erwiederte ich, „wenn Sie ein fühlend Herz für die Menschheit beſitzen, ſo werden Sie gewiß nicht ohne Schonung gegen diejenigen verfahren, welche das dunkle Verhängniß mit Ohrenſauſen heimgeſucht; und mein Herr, ſetzte ich mit ſanfter Stimme hinzu, „ich bin leider mit dieſem fürchterlichen Uebel geplagt."

„Da ich nicht Arzt bin," entgegnete Jener „ſo weiß ich in der That nicht, wie ich Ihnen helfen kann."

„Doch mein Herr", begann ich ſchnell, „Sie können mir allerdings helfen."

„Mein Herr," ſprach mein Tyrann, ich ſinge nicht, um kranke Leute zu kuriren. Ich ſinge aus Liebe zur Kunſt; ich ſinge aus innerem Drang; ich ſinge" —

„Sie haben mich mißverſtanden," unterbrach ich ihn haſtig; „ich bin Ihr Zimmernachbar, Ihr unglückſeliger Zimmernachbar, deſſen einzige Erholung der Schlaf iſt, und deſſen Schlaf Sie durch Ihren Geſang ſtören."

„Und was geht das mich an?" fragte der fürchterliche Sänger mit einer Ruhe, die mich zur Verzweiflung brachte.

„Könnten Sie nicht während des Tages ſingen?“ fragte ich halb ärgerlich, halb bittend.

„Ich ſoll während des Tages ſingen?“ wiederholte er gedehnt. „Kann ich der Begeiſterung gebieten? Kann ich zu meinem Genius ſagen: Jetzt komme! Jetzt gehe! Muß ich nicht ſingen, wenn der innere Drang ſich meines Herzens bemächtigt?“

„Aber um des Himmels Willen!“ entgegnete ich heftig, „Ihr Genius iſt doch kein Nachtwandler, Ihre Begeiſterung iſt doch keine Somnambüle, daß beide ſich juſt einfinden, wenn alle vernünftigen Menſchen der Ruhe pflegen.“

„Was ſcheert mich die Ruhe der vernünftigen Menſchen?“ erwiederte mein Quälgeiſt. „Die Kunſt iſt ſich ſelbſt Zweck. Ich ſinge nicht, weil ich will; ich ſinge, weil ich muß, weil mir eine innere heilige Stimme zuruft: Singe! Singe! Singe!“

„Aber warum ſingen Sie denn immmer daſſelbe Lied?“ fragte ich im höchſten Verdruß. „Warum ſingen Sie denn immer: „Wie herrlich ſtrahlet der Morgen“, was noch obendrein eine Lüge iſt. Iſt ein deutſcher Herbſtabend ein herrlicher Morgen?“

„Aber in mir ist es Morgen," sprach der Sänger begeistert. „In meiner Brust ist Morgen! wenn auch in Frankfurt am Main Herbstabend ist. Kümmert sich ein wahrer Sänger um die rauhe Wirklichkeit? Singt er nicht vom italienischen Frühling, wenn der Frankfurter Schnee fällt und der Main mit Eis geht?"

„Aber mein Herr," rief ich zornig, „Sie haben ja eine tiefe Baßstimme; wie können Sie ein Lied singen, das für einen hohen Tenor geschrieben ist?"

„Aber, mein Herr," erwiederte Jener ruhig, „besteht nicht eben die wahre Kunst des Sängers darin, daß er die Stimme bewältigt? Ist es nicht bewundernswerth, wenn ein Tenor die Parthie des Saraſtro, des Bertram, des Caspar singt? Was ist der Kunst, was dem gottgeweihten Künstler unmöglich?"

„Aber mein Herr, Sie bringen mich zur Verzweiflung!" rief ich.

„Was geht das mich an?" fragte er ruhig.

„Sie treiben mich aus dem Hause!" schrie ich.

„Sie sind der Erste nicht," erwiederte er

noch ruhiger als zuvor; ich habe das Zimmer auf drei Jahre gemiethet."

Voll Gift und Galle verließ ich den Parforcesänger und bezog noch an demselben Abend eine andere Wohnung. —

Noch viel schlimmeres widerfuhr mir in Stuttgart. Ich hatte mich dort in einem stillen Stadttheile eingemiethet, um ruhig und ungestört leben zu können; aber gleich am andern Morgen weckten mich fürchterliche Posaunenstöße, die aus dem benachbarten Hause in mein Ohr drangen. Bis zehn Uhr dauerte das entsetzliche Geschmetter. Kaum aber schwieg die Posaune, als sich die dumpfen Töne eines Fagotts aus dem benachbarten Hause links hören ließen. Wenn die Posaune mir schon das Ohr zerriß, so zerfleischte mir dieses Fagott mein innerstes Herz. Zwei lange Stunden folterte mich dieser Fagottbläser; da schlug es zwölf und genau mit dem letzten Glockenschlage verstummte das entsetzliche Instrument. Ich war erlöst. Aber am nächsten Morgen rissen mich wieder die Posaunenstöße aus den Armen des Schlafes und quälten mich wieder bis zehn Uhr. Punkt zehn Uhr schwieg die

Poſaune und begann das Fagott, welches punkt zwölf verſtummte. Kurz, tagtäglich denſelben ſchmetternden Poſaunen-Morgengruß; tagtäglich dieſelben herzzerreißenden Fagottotöne! Ich war der Raſerei nahe. Ich verfluchte den Erfinder der Poſaune; ich verfluchte den Erfinder des Fagotts; und ich verfluchte ſämmtliche Blasinſtrumente mit fürchterlichen Flüchen. Da ſchien ſich mein mitleidloſes Mißgeſchick endlich meiner zu erbarmen. Eines Morgens nämlich war es ſtill. Ich traute kaum meinem Glücke und gab mich tauſend Vermuthungen hin. Sollte den Poſaunenbläſer vielleicht ein menſchenfreundlicher Schlag gerührt haben? Iſt er vielleicht ausgezogen? Hat er vielleicht erfahren, was ich durch ihn gelitten?

Während ich mich aber den verſchiedenſten Vermuthungen hingebe, öffnet ſich die Thüre und herein tritt ein breitſchulteriger, knochiger Mann, mit einem unendlich breiten, von Blatternarben zerriſſenen Geſichte, aus welchem eine breite Naſe kaum einige Linien hervorragte. Kein einziges Härchen bedeckte das breite Haupt dieſes abſonderlichen Menſchen, an welchem Alles un-

endlich breit zu ſein ſchien. Schweigend hatte er ſich mir genähert; ſchweigend ſetzte er ſich auf's Sopha und blickte mir eine geraume Zeit mit ſeinen grauen Augen ſo ſtarr und feſt ins Antlitz, daß ich mich eines unheimlichen Gefühls kaum erwehren konnte. Endlich begann er: „Nicht wahr, Sie haben dieſe Wohnung gemiethet, weil Sie hier Ruhe und Stille für Ihre Arbeiten zu finden hofften?“

„Allerdings!“ erwiederte ich; „aber“ —

„Aber Sie werden geſtört“, ergänzte der Breite. „Sie werden in Ihrer Arbeit geſtört durch einen nichtswürdigen Inſtrumentenſchänder, durch einen unbarmherzigen Ohrenpeiniger, durch einen Menſchen, der nicht bedenkt, daß außer ihm noch Menſchen leben. Nicht wahr?“

„Ja wohl, mein Herr“, antwortete ich; „dieſer Poſaunenbläſer“ —

„Fagottbläſer wollen Sie ſagen,“ unterbrach mich der Breite haſtig. „Ja dieſer Fagottbläſer, der mich zwingt, ſchon um zehn Uhr die Poſaune hinzulegen und zu feiern, während er die ganze Nachbarſchaft zur Verzweiflung bläſt, dieſer Fagottbläſer muß fortgebiſſen werden! Helfen

Sie mir dazu; denn auch Ihr Intereſſe fordert es. Zwingen wir ihn mit vereinten Kräften aus dem Bereiche dieſes Stadtviertels, damit ich wieder ungeſtört den Uebungen auf meiner Poſaune obliegen kann."

„Ich kann leider nichts thun", ſagte ich dem Breiten, während ich emſig darauf bedacht war, ſeiner los zu werden. „Ich kann ihm leider eben ſo wenig ſein Vergnügen auf dem Fagott, als Ihnen das Ihrige auf der Poſaune verbieten."

„Ich bin Künſtler", ſprach jener heftig; „ja, Künſtler bin ich, und das darf ich kühn vor aller Welt behaupten; aber er iſt ein Pfuſcher, ein Stümper, ein nichtsnutziger Ruheſtörer, ein" —

Der Poſauniſt wollte in ſeinem Eifer fortfahren, als die Thüre aufging und ein kugelrundes Männchen haſtig ins Zimmer ſprang. Man kann ſich nichts Poſſierlicheres denken, als dieſes Männchen, das, ganz in Grau gekleidet, wie die aſchgraue Möglichkeit ausſah. Das Fagott, das der Kleine in Händen hielt, ragte hoch über ſein rundes Haupt empor, von welchem das Haar in wilder Verwirrung über Schläfe

und Nacken flatterte. Faſt mit einem einzigen Satze war das Männchen zwiſchen mir und dem Poſauniſten, der beim Anblick ſeines runden Erzfeindes beinahe vor Wuth erſtickte.

„Hi hi hi!“ kicherte der Kleine, indem er ſich zu mir wandte und dem Poſauniſten einen hämiſchen Blick zuwarf; „man wollte mich gewiß verklagen. Dieſer Mann, der den Ruhm hat, die ganze Menſchheit aus ſeiner Nähe zu poſaunen, hat mich gewiß ſchon wieder verläumdet. Man muß ſich dies aber von einem ſo großen Künſtler ſchon gefallen laſſen. Sie müſſen nämlich wiſſen,“ fügte das Männchen höhnend hinzu, „daß dieſer Künſtler einer Familie angehört, die ſich ſeit ewigen Zeiten auf der Poſaune hervorgethan. Einer ſeiner würdigen Ahnen ſoll ſogar unter den famoſen Poſauniſten geweſen ſein, welche weiland die Mauern von Jericho niedergeſchmettert.“

„Wir wollen ſehen,“ rief der Poſauniſt wüthend; „wir wollen ſehen, wer von uns Beiden der Stümper iſt und die Verachtung der Welt verdient!“ Und mit dieſen Worten war er aus dem Zimmer.

„Nichts iſt fürchterlicher als ein Muſikaſter,“ ſprach das graue Männchen; „nichts iſt fürchterlicher als ein Menſch, der keinen Begriff von Nächſtenliebe hat, und ſeine Mitmenſchen durch ohr- und herzzerreißende Diſſonanzen martert. Ich werde mir jetzt erlauben, Ihnen durch die That zu beweiſen, daß der ſchreckliche Poſauniſt mich auf die giftigſte Weiſe verläumdet hat. Ich werde Ihnen beweiſen, daß ich mein Inſtrument behandeln kann.“

Ohne erſt meine Antwort abzuwarten, ſetzte der Kleine das Fagott an den Mund, und blies ſo ſchrecklich, daß ſich mein ganzes Inneres krampfhaft umwälzte. Ich wollte eben dem Fagottiſten ſagen, daß ich den beſten Begriff von ſeiner Virtuoſität hätte, und daß es gar keines ferneren blaſenden Beweiſes mehr bedürfe, als der Poſauniſt mit ſeinem ungeheuren Inſtrumente in's Zimmer ſtürzte, ſich ſchnell an meine rechte Seite ſtellte und mit ſolch einer fürchterlichen Kraft zu blaſen anfing, daß die Fenſter klirrten. Man kann ſich leicht meine ſchreckliche Lage denken. Zu meiner Rechten der ſchmetternde Poſauniſt, zu meiner Linken der dröhnende Fa-

gottiſt. Ich ſtand zwiſchen Donner und Erdbeben. Ich bat, ich flehete, ich rang, ich kämpfte — umſonſt! Kein Mitleid war bei dem Poſauniſten, kein menſchliches Erbarmen bei dem Fagottiſten. Sie ſtrengten ſich Beide ſo ſehr an, daß ihre Geſichter bereits dunkelblau waren; aber ſie hörten nicht auf. Sie bliesen nicht, ſie zerbliesen ſich. Endlich, endlich erlöſte mich die Müdigkeit ihrer Lungen von meiner entſetzlichen Pein. Sie pauſirten, aber leider nur auf einige Momente.

„Ich fange gleich wieder an," ſagte der Poſauniſt, den Schweiß von der ungeheuren Stirne wiſchend. „Ich bin noch gar nicht müde."

„Oho!" rief der Fagottiſt, „ich könnte noch bis in die ſpäte Nacht hineinblaſen; denn ich habe, Gottlob! eine vortreffliche Lunge."

Und mit dieſen Worten ſetzte er wieder an, als wollte er den Poſauniſten vernichten, der ſeinerſeits nicht auf ſich warten ließ, ſondern wieder mit zehn Pferdekraft zu ſchmettern anfing. Ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig. Ich wollte um Hülfe ſchreien; aber was vermochte meine menſchliche Stimme gegen dieſes infernaliſche Gedröhne?

„Nun hab' ich Ihnen nicht gezeigt, daß ich meines Inſtrumentes mächtig bin?“ fragte mich der Poſauniſt, das Marterinſtrument abſetzend. Ohne mir Zeit zur Antwort zu laſſen, begann der Fagottiſt: „Ja, ja! Er bläſt ſo herrlich, daß ihn der liebe Gott gewiß bei den Poſaunen des jüngſten Weltgerichts anſtellen wird.“

„Und Sie, elender Stümper,“ erwiederte der Poſauniſt wüthend, „Sie wird der Teufel in der Hölle anſtellen, wenn er um eine neue Qual für die allerverſtockteſten Sünder verlegen iſt.“ Mit der Verſicherung, daß Einer von ihnen die Nachbarſchaft verlaſſen müſſe, ſtürzten ſie nach einer Stunde des heftigſten Wortzwiſtes aus meiner Wohnung, welche ich noch an demſelben Tage räumte.

Soll ich dem geduldigen Leſer noch meine anderen bittern Leiden aufzählen, die mir der Dilettantismus ſchon verurſacht? Wahrlich! ein Dutzend Bände würde kaum für dieſe Paſſionsgeſchichte hinreichen. Wenn auf zehn Meilen in der Runde irgend ein angehendes poetiſches Gemüth exiſtirt, kann ich ſicher darauf rechnen, daß die gereimten Ergüſſe mir vorgeleſen werden.

Wie viel fünfaktige Tragödien haben mir nicht ſchon die ſich ſelbſt anbetenden Autoren vorgeleſen! Und ich mußte dieſe Tragödien nicht nur loben, ich mußte ſie auch hören! Wie viel ſchaurige Balladen habe ich nicht ſchon hören müſſen, und doch nicht dabei einſchlafen dürfen, weil die Verfaſſer mich bei jeder Zeile auf die Schönheiten derſelben beſonders aufmerkſam machten! Wie viel Tendenznovellen haben mich nicht ſchon vom Mittagstiſch abgehalten! Es gibt kein Leid, mit dem mich nicht unbarmherzige Aſtermuſenſöhne heimgeſucht haben. Ich bin mit Romanzen verfolgt, mit Hymnen gepeinigt, mit Oden gefoltert worden. Es exiſtirt kein ſchlechter Reim, der nicht mein Gehör beleidigt, kein holperiger Vers, der nicht mein Ohr ſchon zerriſſen hätte. Ich habe ganze nordiſche Winterabende hindurch hören müſſen, wie zarte Haustöchter auf hektiſchen Klaviren Strauß'ſche Walzer abklimperten, und ich mußte, trotz meiner bittern Verzweiflung, ſüß lächeln, applaudiren und den entzückten Eltern das Talent ihrer lieben Kinder anpreiſen. Wer zählt die altjungfräulichen Stimmen, die mich mit Beethovens „Adelaide" ſchon ſo oft zu Tod amüſirten? —

Aber was helfen meine Klagen? Kein Sterblicher kann ſeinem Verhängniß entrinnen. Wer durch das Schwert umkommen ſoll, den wird das Schwert ereilen; und wer den Tod in den Wellen finden ſoll der wird vergebens die Welle fliehen. Mir ſagt meine Ahnung, daß ich einſt den Tod durch den Dilettantismus finde. Ob mich nun ein von Dilettanten ausgeführtes Quartett einſt meuchlings überfällt; ob mich einſt der Tod in Geſtalt einer in Mendelſohn'ſchen Liedern ſchwärmenden Haustochter, oder in Geſtalt eines Luſtſpiel vorleſenden Ladendieners ereilt: wer kann das wiſſen? —

Die tolle Familie.

Die deutſche Leſewelt macht den deutſchen Dichtern den Vorwurf, daß deren Erzählungen und dramatiſche Werke aller Handlung und Verwickelung entbehrten, daß ihnen der haut goût abginge, der das poetiſche Wildpret der Franzoſen ſo ſehr ſchmackhaft macht, daß jeder Leſer ſich eher daran ſatt hungert, als überſättigt.

Was erwiedern nun die deutſchen Poeten auf die Klagen der deutſchen Leſewelt? Sie ſchreiben neue Romane, neue Dramen. Und was thut die deutſche Leſewelt? — Sie läßt die Romane und die Dramen ungeleſen. Iſt das nicht kränkend?

Und in der That hat mir das traurige Verhältniß zwiſchen deutſchen Dichtern und deutſchen Leſern ſo viel Kummer verurſacht, daß ich Jahre lang nach einem Stoffe ſuchte, aus welchem ſich

ſo etwas ächt Franzöſiſches, Eugen Sue'ſches, Pikantes und Prickelndes machen ließe. Der Stoff iſt folgender:

Ein junger Mann, Emil von Hohenthal, hinterläßt eine junge ſchöne Wittwe nebſt drei Kindern, zwei Bübchen und ein Töchterchen. Nichts iſt natürlicher! Die Wittwe heißt Amalia und die beiden Bübchen heißen Eduard und Paul; der Name des Mädchens aber iſt Mathilde. Eduard iſt blond und ſanftmüthig; Paul iſt ſchwarz, wild und feurig. Mathilde aber, eine Venus von Schönheit, hat rothes Haar und ſchwarze Augen. Rothes Haar und ſchwarze Augen? — Ja, das iſt eben das Intereſſante an Mathilde. Die Bübchen werden groß und gehen zuſammen in die Welt; ſie trennen ſich unterwegs, ohne ſich wieder zu finden. Ebenfalls ganz natürlich! Viele Jahre vergehen. Amalia, die junge Wittwe, iſt an einen andern Ort übergeſiedelt. Sie ſitzt im Theater, ſieht dort einen jungen, ſchönen Mann, der ſtets das Binocle auf ſie richtet. Sie lernt ihn kennen und findet ſich natürlich veranlaßt, ihn zu heirathen. Der junge Mann heißt Ferdinand von Tannenforſt. Ma-

thilde, welche unterdeſſen in einer großen Stadt zur holden Jungfrau herangereift, zieht die Aufmerkſamkeit eines ſtattlichen jungen Mannes auf ſich. Sie lernen ſich kennen und heirathen ſich. Kann etwas natürlicher ſein? — Mathildens Mann heißt Karl von Adlersberg. Mathilde lebt glücklich mit ihrem jungen Gatten und ehe zwei Lenze vergehen hat ſie bereits ihrem Gemahle zwei Unterpfänder ihrer Liebe geſchenkt, ein männliches Unterpfand und ein weibliches Unterpfand. Nicht minder glücklich lebt Mathildens Mutter, Amalia, mit ihrem glücklichen Gatten, Ferdinand, welchem ſie, nachdem zweimal der Herbſt ſich erneuert, ebenfalls zwei Unterpfänder ihrer Liebe geſchenkt, ein weibliches Unterpfand und ein männliches Unterpfand. Nichts trübt das Glück beider Familien, als ein einziger Umſtand. Ohne dieſen einzigen Umſtand würde Amalia glücklich mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern leben; und eben ſo glücklich würde Mathilde mit ihrem Gatten und ihren zwei Kindern leben, wenn nicht derſelbe Umſtand wäre. Amalia hatte ſich nämlich vor ſieben Jahren mit ihrer Tochter Mathilde entzweit und lebte ſeit jener Zeit ge-

trennt von ihr, weßhalb Mathilde auch von ihrer Mutter Amalia ſeit jener Zeit getrennt lebte. Heiße Sehnſucht, die Tochter Mathilde wieder zu ſehen, belebt die Mutter Amalia; heißere Sehnſucht, die Mutter Amalia wieder zu ſehen und ſich mit ihr zu verſöhnen, belebt die Tochter Mathilde. Ein Briefwechſel, welcher die Verſöhnung einleiten ſoll, entſteht zwiſchen Mutter und Tochter und am Ende kommt man überein, am dreizehnten November ſich wieder zu ſehen. Dreizehn iſt eine verhängnißvolle Zahl! —

Der dreizehnte November naht heran. Die Mutter mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern erwarten die Tochter, welche mit ihrem Gatten und ebenfalls ihren beiden Kindern wirklich anlangt. Umarmung zwiſchen Mutter und Tochter, Thränen des freudigen Widerſehens und nochmals Umarmungen. Aber während dieſen Umarmungen ein Schrei des Entſetzens von Seiten beider Männer! Sie haben ſich erkannt. Es ſind Brüder, die Brüder Eduard und Paul, die beide wegen revolutionärer Umtriebe und ſtaatsgefährlicher Verwicklungen ihre Namen in

Ferdinand von Tannenforſt und Karl von Adlersberg umgewandelt.

Beide Männer ſtehen vor Schrecken ſtarr und bleich, und als die Frauen um die Urſachen dieſes Entſetzens fragen, beginnt Eduard mit dumpfer Stimme: „Es muß heraus! Meine Gattin, du biſt meine — — — Mutter!“

Kaum aber vernimmt Amalia, daß ihr Gatte ihr Sohn ſei, als ſie in Ohnmacht fällt; zu gleicher Zeit aber, als Mathilde erfährt, daß ſie die Schwägerin ihrer Mutter, erfährt ſie natürlich auch, daß ſie die Gattin ihres Bruders und ſinkt zu Boden.

Während beide Männer um die ohnmächtigen Frauen beſchäftigt ſind, ſtehen die unſchuldigen Kinder der Schuld traurig da. Sie wiſſen ſich nicht in die Benennung ihrer nächſten Verwandten zu ſchicken; denn durch das unglückſelige Geſchick iſt die Mutter zugleich der Schwager ſeines Bruders, während ſeine Mutter zugleich ſeine Schwägerin iſt. Zwei von den Kindern haben ihre Großmutter zur Tante, während ihnen ihre Tante eine doppelte Tante iſt; zwei von den Vettern ſind die Neffen ihrer Vettern,

während die zwei andern Vettern natürlich die Onkels ihrer Vettern ſind. Iſt das nicht zum Wahnſinnig-Werden? Wirklich wird auch Amalie, als ſie von ihrer Ohnmacht ſich erholt und ihren Sohn Paul, ihren jetzigen Schwiegerſohn erblickt, ſogleich wahnſinnig. Paul, der ſchwarze, wilde, feurige Paul gießt ſich eine Flaſche Vitriolöl in's Geſicht, um ſeinem Stiefvater, das heißt: ſeinem Bruder, ſo wie der Tante und Mutter ſeiner Kinder, das heißt: ſeiner Schweſter und ſeinen Neffen und ſeiner Nichte, das heißt: ſeinen Kindern, und den Augen der Welt künftig unkenntlich zu ſein. Eduard, der blonde, ſanftmüthige Eduard, wirft einen bedeutungsvollen Blick gen Himmel, nimmt eine Scheere vom Toilettentiſch und durchſticht ſich das Herz, während die Schwiegertochter ſeiner Schwiegermutter, das heißt: ſeine Frau, das heißt: ſeine Schweſter Mathilde, ſich zum Fenſter hinausſtürzt. Was aber aus den vier Kindern wird, erfährt kein Menſch und kein Leſer.

Wer franzöſiſches Talent hätte, könnte die vier Kinder nochmals untereinander heirathen laſſen, um ſo den Knäul der tollen Familie

(gewiß ein höchſt pikanter Titel!) noch mehr zu verwirren. Ich frage nun, iſt das nicht ein herrlicher Stoff für einen ſechsſpännigen Roman? Und ſollte Niemand aus Liebe zum leſeluſtigen Publikum bald Hand an's Werk legen?

Geſchwätz über die Geſchwätzigkeit.

„Zu den redenden Künſten gehört auch das Schweigen“ hat einmal ein witziger Kopf bemerkt. Die Alten, die in ſo vielen Künſten unerreichbar, haben es auch in der großen Kunſt des Schweigens zu einer großen Fertigkeit gebracht.

Jupiter lenkt das All durch eine leichte Bewegung der Augenwimper und Neptun gebietet durch ſein „Quos ego!“ den empörten Wellen. Unſere Herren Götter ſchaffen keine Welt, ſprechen aber deſto mehr.

Die Sprachen der Alten zeichnen ſich durch Kürze aus; bei ihnen ſchmiegt ſich das Wortgewand dem Gedanken an, wie der Harniſch einem homeriſchen Helden. Ja, gewöhnlich iſt bei ihnen dieſes Gewand noch viel kürzer, als der Gedanke,

um deſſen nackte Schönheit eher zu zeigen, als zu verdecken; ſo wie die Chlamis des Apollo von Belvedere dieſen Gott nicht verhüllt, ſondern erſt recht in ſeinem heitern nackten Glanze zeigt. Wir aber verſtehen es, einem Gedankenzwerg eine faltige Toga um die winzigen Glieder zu werfen, ſo daß man vor lauter Kleidern den Träger deſſelben nicht ſehen kann. Daher bei uns die wattirten Redensarten, die ausgepolſterten Phraſen, in denen eben ſo wenig Fleiſch und Blut ſteckt, wie in den ausgeſtopften Figuren der Schneidermagazine, die ja immer, wenn auch nicht die ſchönſten, doch die moderniſten Kleider tragen.

Die Alten lebten in ewiger Seligkeit, und was ſie geſchrieben und geſprochen, zeugt von dieſer Seligkeit. Wir aber haben nur eine Schreib- und Redſeligkeit. Der große Meiſter Talleyrand hat behauptet, die Worte ſeien bloß da, um die Gedanken zu verbergen; das haben ſich Viele bemerkt, die durchaus keine großen Meiſter ſind und die auch durchaus nichts zu verbergen haben. Sie brauchen viel Worte, aber hinter dieſen Worten ſtecken wieder lauter Worte

und wenn man eine Wortſchale nach der andern ablöſt, ſo kommt doch nie ein geſunder Gedanken-Kern zum Vorſchein.

Mit wie viel Gutmüthigkeit geht ſo ein armer Leſer nach tauſendmaligen Täuſchungen wieder an eine neue Schrift; und wie geht's ihm, wenn er ſie aufgeſchlagen? Er durchforſcht das erſte Kapitel und findet nichts; da denkt der gutmüthige Leſer: das iſt ja auch bloß der Eingang, und die Eingänge in Bücher gleichen den Eingängen in Paläſte darin, daß ſie möglichſt breit und ſehr leer ſind. Er lieſ't das zweite Kapitel und findet am Ende deſſelben nichts als das dritte; er lieſ't das dritte, vierte und fünfte Kapitel und findet abermals nichts, und er lieſ't endlich das letzte Kapitel und findet endlich gar nichts.

So viele unſerer Bücher kommen mir vor wie große Schachteln bei den Papparbeitern. Man öffnet die große Schachtel und findet eine kleinere darin; man öffnet die kleinere und findet eine noch kleinere, bis man endlich in der kleinſten nichts findet als die allerkleinſte. Von dem erſten bis zum letzten Kapitel ſieht man

lauter Raum für den Geiſt; den Geiſt ſelbſt aber ſucht man vergebens.

Jeder billige Leſer läßt ſich an jedem Buche wie an einer Wieſe, nicht nur feuchte, ſondern auch ganz wäſſerige Stellen gefallen, wenn er weiß, daß dieſes Waſſer nur dazu dient, ſeinen nächſten Weg zu befruchten. Aber durch Bücher, in denen man ſtatt friſcher Roſenbänke und dunkler Tiefen nichts findet, als Sandbänke und Untiefen; Bücher, in denen man vor Trockenheit nicht ſchwimmen und vor Näſſe nicht gehen kann; Bücher, die man mühſam durchwaten muß, ſind unerträglich und um ſo unerträglicher, wenn wir nach der mühſeligen Lektüre ſehen, daß unſer Geiſt einen viel nähern und ſchönern Weg zu einem ſchönern Ziele hätte zurücklegen können.

Ein billiger Leſer ſollte von einem Schriftſteller nicht zu viel begehren. Er ſollte bedenken, daß der Allmächtige, der unſere ſchöne Welt geſchaffen, nicht lauter Italieniſche Landſchaften und Schweizer Alpen in die Welt geſetzt, und daß man dennoch die Lüneburger Heide und die Berliner Umgegend dem lieben Gott nicht übel nehmen kann. Wenn man nun in der Natur

ſo vieler Flachheit und öder Gedankenloſigkeit die Berechtigung nicht abſprechen darf, und der Weltgeiſt, trotz Lüneburg und Teltow immer noch der Weltgeiſt bleibt: warum ſollte man einem Buche ein Stück Flachland oder Sumpfgegend ſo ſehr übel nehmen, beſonders wenn es die Ausſicht auf eine Alpenkette darbietet.

Aber ein Schriftſteller ſoll, will er billigen Leſern bald theuer werden, auch nicht vergeſſen, daß er die vielen Gedankenpfennige, die er während eines ganzen Jahres oder Jahrzehends haushälteriſch aufgeſpart, in wenige Goldſtücke umwechſeln muß, wenn er mit ſeinem Erſparniß vor das Publikum tritt. Der Leſer darf ſo wenig wie möglich den Autor in Armuth ſehen; eben ſo wenig, als der Autor das Publikum wie einen geiſtigen Bettler betrachten darf, der jeden abgekniffenen Heller dankbar aufnimmt. Unſere meiſten Schriftſteller thun aber das Gegentheil. Haben ſie ein Gedanken-Goldſtück, ſo wechſeln ſie dieſes in Kupfermünze um und treten dann mit lauter ordinären Pfennigen auf den Markt der Oeffentlichkeit, um unangenehm zu klimpern. Es iſt dann dem Publikum gar nicht übel zu

nehmen, wenn es unendlichen Widerwillen gegen ſolche Armeſünderbüchſen hegt und dieſe, ſelbſt von den Bettlern an Geiſt, heftig abgewieſen werden.

Die ſchriftſtelleriſche Geſchwätzigkeit, deren weſentliches Unweſen darin beſteht, etwas mehr als nichts über etwas weniger als nichts zu ſchreiben und dieſes nichtige Nichts pomphaft auszudrücken, hat indeſſen wenigſtens das Gute, daß man ihr ausweichen kann; denn jeder Leſer, deſſen Geduld nicht mit Schwimmhäuten verſehen iſt, kann ſchon bei dem Eingange eines Buches, das ihn vom Feſtlande abzuführen ſcheint, auf den Kontinent zurückkehren. Wahrhaft gräulich aber iſt die mündliche Geſchwätzigkeit; wahrhaft gräulich ſind jene Menſchen, die eine Dachtraufe im Munde haben. Ich ſpreche hier nicht von ſo vielen Volksrednern, die durch Worte ihre Gedankenloſigkeit verbergen, auch nicht von ſo vielen Advokaten und von Allen denen, bei welchen der Fluß der Rede ſo häufig und ſo ſehr das Bett überſteigt, daß dem Zuhörer der Sitz zum Bette wird; ich ſpreche hier nur von den Menſchen, bei denen weder eine äußere noch

innere Nothwendigkeit zum Reden vorhanden, die aber in Geſellſchaften das Wort, deſſen ſie ſich gewaltſam bemächtigt, gar nicht mehr loslaſſen. Wenn ſolche Menſchen reden, muß man ſich ein Parapluie über die Ohren halten.

Indeſſen äußert ſich die Geſchwätzigkeit auf verſchiedene Weiſe. Bei Manchen iſt ſie ein heftiger, brauſender Waſſerfall, der uns ſo ſehr betäubt, daß wir unſer eigenes Wort nicht hören würden, wenn jene Leute uns Zeit zum Reden gönnten. Dies iſt aber noch nicht die ſchlimmſte Art; denn ſolche Leute, die in Katarakten ſchwatzen, ermüden doch am Ende ſich ſelbſt nicht viel ſpäter, als die unglücklichen Zuhörer. Von viel ſchlimmerer Art ſind ſchon diejenigen, deren unnütze Zungenbetriebſamkeit minder heftig, aber mehr ausdauernd iſt. Es ſind nämlich die Leute, aus deren Mund ein Platzregen ſtrömt.

Am allerſchlimmſten ſind aber diejenigen Schwätzer, deren Mund nicht ſonderlich ſtark, aber unaufhörlich träufelt. Dieſe Menſchen gleichen einem Landregen. Wenn ſie anfangen, hören ſie nicht auf; und wehe demjenigen in ihrer Nähe, der keine waſſerdichte Natur hat! Ein ſol-

cher Menſch, der vergnügt in ſeiner ewigen Redſeligkeit herumplätſchert, kann dreißig Nebenmenſchen in die Flucht treiben.

Die Geſchwätzigkeit, oder das vielſprechende Nichtsſagende, iſt eine Krankheit; es iſt die Waſſerſucht des Geiſtes. Bei den Alten war dieſe Krankheit ſelten; denn die Alten handelten viel und ſo war bei ihnen ſelbſt das Wort eine That, wenigſtens der Vater oder der Sohn derſelben. Die Alten ſprachen kurz und gut; wir ſprechen lang und breit. Die Alten ſprechen; wir ſchwatzen. Ja, wir ſchwatzen ſogar über die Geſchwätzigkeit.

Die gelehrten Philiſter.

Daß die deutſchen Gelehrten die größten Gelehrten aller Nationen ſind, darüber ſind alle deutſchen Gelehrten einig; daß aber unter den deutſchen Gelehrten die größten Philiſter ſind, darüber ſind die deutſchen Gelehrten noch nicht einig.

Es iſt wahr, dem deutſchen Forſchungstrieb iſt nichts tief und verborgen genug. In dem unermeßlichen Reiche der Spekulation hat der Deutſche die größten Beſitzungen. Allein unter den deutſchen Gelehrten gibt es eine große Menge, die der Wiſſenſchaft nicht um der Wiſſenſchaft ſelbſt willen obliegt, ſondern der Gelehrſamkeit wegen; die nicht wie die Biene in den Blumen ſitzt, um Honig zu ſaugen und zu ſpenden, ſondern wie die Büchermilbe immer in den Folian-

ten ſteckt und das Papier verdirbt; es iſt jene Klaſſe von Gelehrten, die der Buchſtabe tödtet und der Geiſt nicht wieder lebendig machen kann: es ſind die gelehrten Philiſter.

Der gelehrte Philiſter ſtudirt nicht, um zu lernen; er ſtudirt, um zu ſtudiren. Sein Geiſt genießt, ohne zu verdauen. Er erdrückt den geſunden Menſchenverſtand durch die Maſſe von Gelehrſamkeit, und vor lauter ungewöhnlichen Kenntniſſen kennt er das Gewöhnliche nicht. Denn man kommt mit wenig gut angewandtem Wiſſen viel beſſer fort, als mit vielem, das man nicht anzuwenden weiß, ſo wie eine Lampe mit wenig Oel ſehr hell brennen kann, aber ſogleich erliſcht, wenn man ihr allzuviel Oel zugießt.

Der gelehrte Philiſter iſt immer bloß Stubengelehrter. In ſeinem Zimmer vergißt er entweder die Welt, oder er bildet ſich eine eigene; wenn er aber in die wirkliche Welt kommt, benimmt er ſich wie ein blöder Fremdling. Er weiß nicht, daß die Gelehrſamkeit die bloße Schale, deren Kern das angewandte Wiſſen iſt. Freilich muß ſich der fähigſte Kopf der mühſamen Arbeit des Schälens unterwerfen, um zu

dem Kern gelangen zu können; der gelehrte Philiſter aber ſchält aus Vergnügen zum Schälen. Er hat nicht Geiſt genug, um auf dem Felde der Wiſſenſchaft zu ſäen, oder zu ernten; wie der Maulwurf kann er höchſtens nur den Boden aufwühlen. Die Gelehrſamkeit des Stubengelehrten iſt immer eine unnütze; denn ihm iſt das bloße Mittel einziger Zweck. Er ſteckt die Körner noch einmal in's Stroh, bloß um dreſchen zu können; und wenn ſich keine Körner vorfinden, verſteht er ſich auch dazu, leeres Stroh zu dreſchen. Er weiß nicht, daß jedes Wiſſen im Dienſte der Menſchheit ſtehen muß, wenn es einen wahren Werth haben ſoll, und daß der größte Gelehrte, der nicht praktiſch für's Leben wirkt, einem vollen, aber ewig verſchloſſenen Speicher gleicht.

Der gelehrte Philiſter iſt im Stande, am hellen Mittag die Laterne anzuſtecken, um die Sonne deutlicher zu ſehen. Er kann vieljährige Unterſuchungen anſtellen über das Holz, aus welchem die Arche Noah's verfertigt war und mit allem Eifer erforſchen, welche Form das Zeichen hatte, das der Herr auf die Stirne Kains ge-

drückt. Er betreibt das Allerlächerlichſte mit dem größten Ernſt; denn da er kein Ziel kennt, weiß er auch nie, daß er irre geht. Der gelehrte Philiſter arbeitet nie mit dem Kopf, ſondern umgekehrt. Sein Geiſt iſt ſchwach, aber ſein Sitzfleiſch iſt willig. Seine Phantaſie trägt keine Blüthen und kann nie einen Frühling aus dem Winter ſchaffen, ſondern nur einen Herbſt aus dem Frühling. So kann er auch nur Gelehrſamkeit in die Poeſie, keine Poeſie in die Gelehrſamkeit bringen. Wie die Blüthen im Herbarium, erhält ſich die Wiſſenſchaft bei ihm nur in trockenem und dürrem Zuſtande, und daher iſt er gewohnt, alles was friſch iſt, für unreif zu erklären. Weil er nicht mit der innigen Freudigkeit des wahren Genius ſchaffen kann, hält er Diejenigen für Gaukler, die bei ihren Schöpfungen keine ernſten Geſichter ſchneiden. Er verachtet die Wahrheit, die mit liebenswürdigem Lächeln geſagt wird und hält die Anmuth für eine abgeſagte Feindin der Wiſſenſchaft. Er glaubt, es könne kein zündender Blitz aus der Stirne fahren, wenn ſie ſich nicht lange zuvor umwölkt zeigt, und daß der Geiſt nothwendig kreißen müſſe, wenn er gebären ſoll.

Er weiß nicht, daß die ewige Wahrheit wie die ewige Sonne am ſchönſten ſtrahlt, wenn ſie am heiterſten ſtrahlt und daß die Wiſſenſchaft Wolken verſcheuchen, aber keine machen ſoll.

Der gelehrte Philiſter beſchäftigt ſich gewöhnlich nur mit dem Fernliegenden; was ihm aber in Zeit und Raum nah oder am nächſten liegt, gehört nicht in den Kreis ſeiner Beachtung. Er iſt im Stande Forſchungen anzuſtellen über die Farbe der Hoſen, welche die Argonauten trugen und darüber zu vergeſſen, daß er die eigenen noch nicht angezogen. In ſeinen Augen iſt die Gegenwart die größte Sünde der Zeit und was ſie gebiert, nichts als Mißgeburten. Er kennt in Hellas und Latium jede Sackgaſſe; aber in der Stadt, in welcher er wohnt, weiß er ſich nicht zurecht zu finden. Er kennt das Band nicht, welches die Wiſſenſchaft an das Leben knüpft und deßhalb bleibt er auch ſtets vom Leben getrennt.

Der gelehrte Philiſter mag lernen oder lehren, er kommt nie über den todten Buchſtaben hinaus. Weil er den ſcharfen Geiſt nicht begreift, greift er ſtets zum hohlen Wort und gleicht hierin

den Kindern, die ſchon die Scheide für das Schwert ſelbſt halten.

Niemand iſt ſo beſcheiden wie das Genie; denn wer ſich ein hohes und weites Ziel geſteckt, der weiß auch, welche Kraft und Ausdauer es erfordert, wenn er nicht ſchon auf der Hälfte des weiten Weges ermatten ſoll. Wer ſich aber um ſeine Achſe dreht und nie ſeinen eigenen Dunſtkreis verläßt, glaubt ſich immer am Ziele. Der gelehrte Philiſter glaubt es und ſieht daher mit Verachtung auf Diejenigen, welche mit vollem Bewußtſein den ſchwierigen Pfad zur Vollendung wandeln. Nur unter den gelehrten Philiſtern ſteckt der eigentliche Gelehrtendünkel; denn wer nicht denkt, der dünkt ſich viel. Deßhalb haben kleine Denker großen Dünkel und die gelehrten Philiſter den größten. Der gelehrte Philiſter glaubt das Gräschen wachſen zu hören und wenn er es zufällig nicht hört, ſchiebt er die Schuld auf das Gräschen, aber nicht auf ſein Ohr. Weil er nur das Brodſtudium kennt, blickt er auf jede Kunſt als auf eine brodloſe und deßhalb ſtellt er den Künſtler niedriger als ſich ſelbſt.

Sokrates behauptete, nur die Künſtler ſeien weiſe, weil ſie weiſe ſind, ohne es zu ſcheinen; von dem gelehrten Philiſtern kann man gerade das Gegentheil behaupten.

Unannehmlichkeiten.

Es gibt nur eine gerade Linie, aber es gibt tauſend krumme. Es gibt nur eine Geſundheit, aber es gibt tauſend Krankheiten. Und ſo gibt es auch nur ein Glück, aber tauſend kleine Unglücksfälle, tauſend Unannehmlichkeiten, die uns zuweilen wie freche Mücken erbarmungslos quälen. Ein großes Unglück iſt bei weitem nicht ſo fürchterlich, wie jene winzigen neckenden und quälenden Leiden; denn die Zeit, die aus den Spalten der Ruinen das Grün des Epheus quellen läßt, läßt auch aus geſpaltenen Herzen das Grün der Hoffnung quellen und kein Schmerz iſt ſo groß, den nicht milder Troſt beſänftigen könnte. Ja, es gibt ſogar eine Wolluſt des Schmerzes, ein Schwelgen in der Erinnerung an ein verlorenes Glück; aber für die kleinen,

proſaiſchen Schmerzen, die ſammt und ſonders noch keinen großen poetiſchen Schmerz ausmachen, gibt es keinen Balſam, keinen Troſt, keine Thräne des Mitgefühls, ſondern nur ein Lächeln des Spottes, oder ein Lachen des Pöbels. Es iſt z. B. gar kein großes Unglück wenn du in einem funkelnagelneuen Anzug an der Table d'hote ſitzeſt und ein ungeſchickter Kellner ihn mit brauner Sauce tauft; aber es gehört zu den kleinen Leiden, über die dein Nachbar kaum ſein Lächeln unterdrücken kann. Einer meiner Freunde, der als wahrer Pechvogel in dem Käfig des Lebens herumſpringt, hätte erſt jüngſt wieder einem talentvollen Dichter Stoff zu einem tragikomiſchen Aufſatze geben können.

Von einem ahnenſtolzen Edelmanne zu einem Diner eingeladen, zieht mein Freund die ſchönſten Gefühle ſeines Kleiderſchrankes hervor, läßt ſein rebelliſches Haar dem ſtrengen Geſetze der modernen Friſur unterwerfen, verſieht ſich höchſt ſorgfältig mit mehreren Witzen und ſchönen Redensarten und geht wie ein junger Gott in Glaceehandſchuhen in's Haus des Edelmanns. Mein Freund iſt bald der Gegenſtand der Be-

wunderung; man findet ihn überaus geiſtreich, witzig und unterhaltend. Er entzückt alle verſammelten Damen; denn er hat für jede derſelben ein treffendes Compliment bereit. Sanfte Bemerkungen macht er den Blondinen; launige Calembourgs ſpendet er den Brünetten und die Schwarzen reißt er durch ſeine feurige Beredſamkeit hin. Die Unterhaltung dreht ſich bald um Antiquitäten. Mein Freund ſpricht wie ein leibhafter Winkelmann. Der edle Wirth zieht ſich einen Augenblick zurück und kehrt bald mit folgenden Worten wieder: „Da Sie, Herr Doktor, ein ausgezeichneter Kunſtkenner ſind, ſo mögen Sie die Arbeit dieſes venetianiſchen Glaſes beurtheilen.“ Der edle Wirth zieht aus vielen Kapſeln das Kleinod hervor, und indem er es gegen das Licht hält, fährt er fort: „Es iſt nicht allein die wunderbare Arbeit an dieſem Glaſe, die es mir ſo ſchätzbar macht, ſondern der hiſtoriſche Werth. Einer meiner Ahnen, der ſich in der Schlacht bei Pavia ausgezeichnet, hat dieſes Glas von Kaiſer Karl dem Fünften erhalten. Das Andenken verpflanzte ſich von Sohn auf Sohn und ich kenne kein theueres Beſitzthum, das ich einſt mei-

nen Erben hinterlaſſen könnte.“ Mit dieſen Worten überreicht er das Glas meinem liebenswürdigen Freunde. Dieſer hält es ebenfalls gegen das Licht, macht unter andern geiſtreichen Bemerkungen auch noch die, daß er das Glas um den feinen Schliff beneide; ſagt, daß er in ſeinem Leben keine ſchönere Arbeit geſehen, belehrt rechts und links die Damen über die eingeſchliffenen Figuren und wie er es dem freundlichen Wirthe überreichen will, ſtößt ſein miſerabler Ellenbogen an die Ecke eines Trümeaus und in tauſend Stücken liegt das koſtbare Erbe und die hiſtoriſche Erinnerung. Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen mein Freund ſich jetzt zur Tafel ſetzte. Er hat ſeit jener Zeit keine hiſtoriſche Erinnerung wieder in die Hand genommen.

Ein anderer meiner Freunde hat die Unannehmlichkeit, ſich ſehr häufig zu verſprechen, nicht etwa mit Damen, ſondern in ſeiner Rede. Er iſt der geiſtreichſte, witzigſte Kopf; aber er kann faſt nichts Geiſtreiches, Witziges ſagen, ohne daß der leidige Zufall zwiſchen ſeinen Geiſt und ſeine Zunge tritt und ihn lächerlich macht. Als

er ſich vor einiger Zeit in einer ſehr gewählten Geſellſchaft befand, in welcher der Medizinalrath Strohmaier beſonders fetirt wurde, ward unter andern auch das Unglück beſprochen, welches einen ſehr angeſehenen und hochmüthigen Beamten traf. Der Medizinalrath bemerkte, daß das Mißgeſchick jenen Beamten vielleicht von ſeinem Hochmuthe heilen würde. „Ja," ſagte mein Freund mit ungewöhnlichem Pathos, „der Arzt iſt ein ſehr großes Unglück." Mein Freund wollte ſagen, das Unglück ſei ein großer Arzt. Er hatte ſich verſprochen und brachte ſich und den Medizinalrath Strohmeier und die ganze Geſellſchaft in die größte Verlegenheit. Vorige Woche wollte er im Geſpräch mit einem ſehr ſchönen und hochbegabten Mädchen, das aber kein Vermögen beſitzt, die Bemerkung machen: ein Mädchen ſei nicht arm, wenn es unſchuldig iſt. Er verſprach ſich aber und die beleidigte Dame wandte ihm tief erröthend und auf's Höchſte beleidigt den Rücken.

Einem andern meiner Bekannten widerfährt die Unannehmlichkeit, zu allen Dingen zu ſpät zu kommen. Er verſäumt die Dampfboote, die

Eiſenbahnen und die Eilwagen. Zu unzähligen Aemtern hat er, der Talentvolle, ſich ſchon gemeldet; aber er kam immer zu ſpät. Nur zu ſeiner Frau kam er zu früh und das gehört auch zu den Unannehmlichkeiten.

Soll ich von mir ſelber reden? Ich kann verſichern, daß ich zu denjenigen gehöre, welche von dem höhniſchen Geſchick durch unzählige kleine Leiden heimgeſucht werden. So ſtand ich vor einiger Zeit mit einem Engländer vor einem Laden und rühmte ihm, dem Engländer nämlich, die Größe Deutſchlands. Er ſchüttelte zweifelnd den Kopf; ich aber, in meinem Patriotismus, zählte ihm alle großen Geiſter auf, die das deutſche Vaterland ſchon hervorgebracht. Ich ſprach von Leſſing, Göthe, Heinrich Laube, Schiller und Franz Dingelſtedt. Er ſprach von Zerſplitterung; ich ſprach von der Einheit Deutſchlands und ſuchte ihn von dieſer Einheit mit ſolcher Wärme zu überzeugen, daß ich in die Montreſcheiben fuhr und ſie in klingenden Scherben zur Erde fielen. Ich mußte die Einheit Deutſchlands theuer bezahlen!

Vorige Woche war ich bei einem Freunde,

der zu meinem Unglück zu den Radikalen gehört und mein konservatives Herz oft bitter verwundet. Wir setzten uns zu Tische und mein Freund brachte wieder seine Grundsätze auf's Tapet. „Es muß anders werden!“ rief er. „Die Büreaukratie muß aufhören; der Adel muß aufhören; das stehende Heer, welches das Mark des Volkes aussaugt muß aufhören; die deutsche Katheder-weisheit muß aufhören. Die “ — „Sie wollen Alles niederreißen!“ rief ich im Eifer. „Sie wollen den Umsturz der bestehenden Dinge!“ und mit diesen Worten klopfte ich so heftig auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser umfielen. „Sie wollen den Umsturz der bestehenden Dinge,“ sagte mein Freund ruhig, und brachte den Tisch wieder in Ordnung.

Man sieht also, daß auch das konservative Prinzip zuweilen zur Zerstörung führt. —

Wenn ich ein Pferd sehe, das sich gegen die Zudringlichkeit einer Bremse vergebens wehrt, so fällt mir immer der Mensch mit seinen kleinen Leiden ein. In der That! gegen die kleinen Leiden, gegen die Unannehmlichkeiten des Lebens gibt's gar keine Waffe. Dem großen Unglück

ſetzt der wahre Menſch ein feſtes Herz, eine unerſchütterliche Hoffnung auf eine beſſere Zukunft entgegen; und ſchon das Bewußtſein, daß er ſtark genug iſt, dem Unglück nicht zu unterliegen, macht ihn minder unglücklich. Wenn ſich aber das große Unglück in tauſend kleine Unglücksfälle zerſplittert, wenn uns das Schickſal nicht mit einem einzigen Dolchſtiche, ſondern mit unzähligen Nadelſtichen verletzt; wenn wir über unſer winziges Ungemach ſelbſt ſpotten müſſen: dann fühlen wir uns klein und unbedeutend, und dies Gefühl iſt am meiſten verletzend.

Ich glaube, es gibt nicht ſo viele Infuſionsthierchen, als es Unannehmlichkeiten gibt. Ich will nur einige erwähnen. Iſt es nicht eine Unannehmlichkeit, wenn du einigen bekannten Damen begegneſt, wenn ſie dich auffordern, ſie an einen öffentlichen Luſtort zu begleiten, wenn du dort angelangt, Gefrornes beſtellſt und dann zu deinem großen Schrecken erfährſt, daß deine Börſe vor Schaam über ihre gänzliche Gehaltloſigkeit ſich in den Winkel deiner Taſche verkrochen? Eine Unannehmlichkeit iſt es auch, wenn du in ein unbekanntes Zimmer trittſt und

trotz der größten Anstrengung die Thüre nicht zubringen kannst, oder wenn du dir den Rockzipfel zwischen die Thüre klemmst und dich vergebens loszumachen strebst.

Eine Unannehmlichkeit ist es ferner, wenn Jemand in den Rock fährt, und die Faust aus dem Ellenbogen wieder herauskommt, oder wenn er an der Schwelle sich mit dem Schmutze zugleich die halbe Sohle von den Füßen abkratzt. Eine Unannehmlichkeit ist es auch, wenn man bei einem Zweckessen einen Toast ausbringt, sich aber dabei in einen langen Satz so verwickelt, daß man keinen Ausgang mehr findet und sich immer tiefer in die Fäden seiner eigene Worte einspinnt, bis das scharfe Gelächter der Zuhörer des ganze Redegewebe durchschneidet.

Eine Unannehmlichkeit ist es wahrlich auch, wenn einem im Winde mit dem Hute zugleich die Perrücke wegfliegt.

Eine große Unannehmlichkeit ist es auch wenn man bei der Lektüre einer interessanten Erzählung, just bei der aller interessantesten Stelle, auf ausgerissene Blätter stößt.

Eine ganz große Unannehmlichkeit ist es fer-

ner, wenn man mehrere Briefe ſchreibt und einen Tag ſpäter erſt bemerkt, daß man unrechte Adreſſen gemacht, ſo daß man dem Schuſter das Gelöbniß ewiger Treue und der Geliebten die Verſicherung zuſchickt, daß man ihr nächſten Monat unfehlbar die Rechnung für drei paar vorgeſchuhte Stiefeln bezahlen würde.

Die größte Unannehmlichkeit iſt es aber, wenn man ſchreiben ſoll und keine Gedanken hat; wenn man in der größten Verzweiflung über Unannehmlichkeiten ſchreibt und dem Leſer die Unannehmlichkeit der langen Weile bereitet.

Irren iſt menſchlich.

Irren iſt menſchlich; ja, bei manchem Menſchen iſt es ſogar das einzig menſchliche. Je größer der Menſch, deſto größer ſeine Irrthümer und wer am wenigſten zu irren glaubt, irrt gerade am meiſten. So wie die Reue aber erſt heranhinkt, nachdem die Tugend zu kurz gekommen, ſo ſehen wir gewöhnlich den Irrthum erſt dann ein, wenn es zu ſpät iſt, ihn wieder gut zu machen. Hätte König Salomo ſchon in ſeinem dreißigſten Lebensjahre eingeſehen, daß Alles eitel iſt, er hätte ſein Volk beſſer regiert und ſich ſelbſt von den Weibern weniger regieren laſſen. Die Luſt zur Tugend kam ihm aber erſt dann, als ſeine Kraft zum Laſter geſchwunden war. Er wurde erſt dann weiſe, als nicht weiſe zu ſein, ihm kein Vergnügen mehr machte. —

Irren iſt menſchlich! Wer von uns hat ſich nicht ſchon geirrt? Und wer von uns hat es nicht ſchon zu ſpät bereut, ſich geirrt zu haben? Wir gehen ſpazieren. Vor uns ſchwebt eine Geſtalt hin, leicht und anmuthig wie ein ſäuſelnder Zephyr. Eine leicht verzeihliche Neugier beflügelt unſere Schritte. Wir verfolgen den Zephyr; wir erreichen endlich den Zephyr, und wie wir dem Zephyr ins Geſicht ſehen, bemerken wir mit dem größten Aerger, daß der Zephyr Blatternarben hat, die wenigſtens ſchon fünfzig Lenze kommen und ſchwinden ſahen. Wir kehren verdrüßlich um. Wir haben uns geirrt und — Irren iſt menſchlich. —

Eine Mutter führt ihr junges Töchterchen zum erſten Male auf den Ball. Die Mutterliebe hat das unerſchöpfliche Talent von einem halben Dutzend Rätherinnen für das Töchterchen in Anſpruch genommen. Auch das Friſeurmädchen hat das Möglichſte gethan; jetzt kommt noch ein Roſenkranz auf den Scheitel; an jede Schläfe eine Lilie und an den Buſen ein Strauß von Narziſſen, Aurikeln, Primeln, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht. Das Töchterchen ſieht aus wie

die Göttin Flora. Die Mutterliebe ſieht die Göttin Flora ſchon als Königin des Balles. Die Göttin Flora kommt auf den Ball. Ein Walzer nach dem andern, ein Galopp nach dem andern wird getanzt, eine Polka nach der andern wird abgeraſ't; aber ach! Niemand, nicht einmal ein alter Commis, engagirt die Göttin Flora. Die Göttin Flora bleibt ſitzen. Die Mutter der Göttin hat ſich geirrt; und — Irren iſt menſchlich. —

Ein junger Menſch wünſcht ein junges, ſchönes, reiches Mädchen zu heirathen. Da aber unter den jungen, ſchönen Mädchen kein reiches iſt, ſo bewirbt er ſich um ein reiches Mädchen, das weder jung noch ſchön iſt. Der junge Menſch wird Bräutigam, und wer das Glück hat, führt die Braut heim. Die Braut nimmt zwar durch die ſonderbare Richtung ihrer Schulterblätter eine ſchiefe Stellung ein; aber ſie wird ihrem Gatten einſt eine deſto ſchönere verſchaffen; denn ſie iſt reich. Wie reich iſt ſie? Man ſpricht von fünfzigtauſend, von achtzigtauſend, von hunderttauſend Gulden. Der junge Menſch vermählt ſich mit dem alten Mädchen; und als er Hymens Ketten trägt, erfährt er, daß ſein Schwie-

gervater das ganze Vermögen verloren und ſeiner Tochter nichts geben kann, nichts, gar nichts. Der junge Menſch hat ſich geirrt und — Irren iſt menſchlich. —

Wir ſind in einer Geſellſchaft, in welcher ſich eine ältliche Dame befindet. Wir unterhalten uns mit ihr; wir finden ſie geiſtreich. Wir werden ſelbſt geiſtreich und ſagen ihr: „Madame, Sie ſind ſehr liebenswürdig!“ Sie iſt mit Recht beleidigt; denn ſie iſt keine Madame. Sie iſt ſchon über vierzig Jahre ein Mädchen. Wir bitten um Entſchuldigung; wir haben uns geirrt und — Irren iſt menſchlich.

Im Theater ſitzt eine Frau an der Seite ihres Gatten. Während der Gatte den Gang der Tragödie genau verfolgt, wirft ſeine Gattin einem Offizier heiße Blicke zu und der Offizier wirft dieſe Blicke wieder zurück. Der Vorhang fällt; die Tragödie iſt aus und das Publikum verläßt den Kunſttempel. Der Gatte mit der theuern Gattin am Arm, drängt ſich durch die Menge. Der Offizier drängt ſich mit einem kleinen Billetchen an das Ehepaar. Er will das Billetchen der Frau in die Hand drücken und

drückt es dem Ehemanne in die Hand. Er hat ſich leider geirrt und — Irren iſt menſchlich.

Ein junger Fürſt beſteigt den Thron. Er ſpricht von Herrſchertugend und Völkerglück, von Freiheit und Gleichheit, von Liebe und Sanftmuth, von Gottesfurcht und Sparſamkeit und endlich auch von zarten Roſenbanden, die ihn und ſein Volk umſchlingen ſollen.

Das Volk ſchätzt ſich glücklich, vergißt die traurige Vergangenheit und erwartet mit der Zukunft die roſigſten heiterſten Tage. Aber Tage und Monde verſchwinden. Statt mit zarten Roſenbanden, wird das Volk mit unzarten Ketten umſchlungen; der Unſinn blüht und die Hoffnung welkt. Wölfe werden Miniſter und Schaafe werden Geheimräthe. Die Heuchelei kokettirt mit dem Himmel und verſperrt durch Schlagbäume der Wahrheit den Weg. Das Volk hat ſich geirrt, und — Irren iſt menſchlich. —

Die Deutſchen haben im ewig denkwürdigen März des Jahres 1848 eine Revolution gemacht. Die Deutſchen hätten damals ſehr weit gehen können; aber die Deutſchen haben ſehr viel Gemüth und ſind alſo vor den Thronen

ſtehen geblieben. Sie haben geglaubt, die Fürſten würden Wort halten und die März-Errungenſchaften ſchützen. Statt deſſen hat man die Vertheidiger der März-Errungenſchaft in dunkele Kerker geſteckt, das Volk mit Kartätſchen belehrt und ganze Provinzen in Belagerungszuſtand geſetzt. Das Volk hat ſich eben geirrt und — Irren iſt menſchlich.

Die Todesnachricht.

Eine traurige Novelle.

Die Sonne küßte mit ihren heißesten Strahlen die stillen grünen Fluthen des majestätischen Rheines und vergoldete die Rebhügel und Waldesgipfel mit ihrem reinsten Golde. Der Himmel prangte im schönsten Blau und die Luft war so frisch und klar, daß eine unaussprechliche Lebensfreudigkeit jede Brust durchströmte. —

Diese poetische Einleitung ist um so nothwendiger, als die merkwürdige Begebenheit, die ich dir, freundlicher Leser und holde Leserin, jetzt erzählen will, sich im Juli des Jahres 1845 ereignete, in welchem Jahre das deutsche Wetter bekanntlich so verdrüßlich war, daß der Sonnenschein ins Reich der Fabel verbannt wurde, und die arme Menschheit nicht mehr wußte,

ob ſie auf dem Lande gehen oder ſchwimmen ſollte.

Ich befand mich auf dem herrlichen Dampfer „Elberfeld.“ Merkwürdigerweiſe hatten ſich nur wenige Paſſagiere am Bord eingefunden, und deshalb mußte eine von den übrigen Reiſenden abgeſonderte Gruppe doppelt auffallen. Dieſe Gruppe, eine Berliner Familie, beſtand aus fünf Perſonen. Der Patriarch derſelben, ein hypochondriſcher Juſtizrath aus Berlin, gönnte von ſeinem ſterblichen Theile dem Auge ſeiner Nebenmenſchen nichts als eine lange Naſe. Dieſes ſehr hervorragende Geruchsorgan abgerechnet, war ſein vergänglicher Leib wie eine egyptiſche Mumie von Shawls, Makintoſhs, Wämſern und Jacken ſo eng umwickelt und umhüllt, als ob er ſeine Kleidungsſtücke als ſchweißtreibende Mittel gebrauchen wollte. Und dennoch war er eigentlich gar nicht angekleidet, ſondern immer nur im Ankleiden begriffen. Bald zog er, aus Furcht vor einem tückiſchen Zugwind, einen Pelz über den Sackpaletot; bald vertauſchte er den Sackpaletot mit einem weiten, doppelt wattirten Schlafrock und den Pelz mit einem kragenreichen

Mantel. Kurz, der Hypochonder hatte ſeinen Koffer und Mantelſack auf dem Leibe, ſo daß man ſich gar nicht denken konnte, was eigentlich von ihm übrig bleiben könne, wenn er Abends ins Bett ſtieg.

Die menſchlichen Kräfte dieſes Mannes hätten bei dieſem ewigen Ankleiden und Kleiderwechſeln nicht ausgereicht, wäre er nicht dabei von ſeiner Tochter Mina auf's hülfreichſte und ſorgfältigſte unterſtützt worden.

Mina war ein dünnes zephyrdurchhauchtes, ſchwärmeriſches Mädchen, über deſſen blondes Haupt mehr als ſieben und zwanzig ſogenannte Berliner Lenze dahingegangen. Mina ſah nicht bloß bleich, ſondern verblichen aus; Mina hatte nicht allein blaue Augen, ſondern auch blaue Ränder um dieſelben; ſie trug nicht allein ein blaues Kleid, ſondern auch ein blaues Tuch und ein blaues Band im Haar, ſo daß ſie ausſah wie die verwelkte Unſchuld im Gewande der Sanftmuth. Mina war ſtets in Extaſe, und zwar in jener Extaſe, die gern Proſelyten macht. Alles, was in ihrer Nähe war, mußte ſich mit ihr der Begeiſterung unterwerfen. Sie begnügte

ſich nicht mit ihrer eigenen Schwärmerei; ſie wollte Mitſchwärmer.

Man kann ſich denken, welche Nahrung Mina in der herrlichen Naturumgebung für ihren poetiſchen Fanatismus finden mußte. Leider aber fand ſie in der Hypochondrie ihres Vaters oft die heftigſte Störung für ihren Enthuſiasmus. Wenn Mina ſo recht in dem Ausbruch ihrer Begeiſterung war, wenn, (um mich bildlich auszudrücken) dem Vulkan ihres Herzens die kühnſten Gefühlsflammen entloderten, da tönte es: „Minchen, gibt mir die Pillen!“ oder: „Minchen, reich' mir die Filzſchuhe!“ Solche proſaiſche Wünſche eines hypochondriſchen Gemüthes kühlten wie ein Douchebad die heiße Extaſe der Blondine, glücklicherweiſe aber doch nur auf wenige Augenblicke. Mina's Begeiſterung brannte wie das griechiſche Feuer auch unter dem Waſſer.

Mina's Mutter, eine Frau, wenn auch nicht im weiteſten; doch wenigſtens vom weiteſten Umfange, ſuchte ihre feſte Geſundheit durch die unausgeſetzte Thätigkeit ihres Appetits noch mehr zu befeſtigen. Ihr Strickbeutel war beſtändig auf eine ganze Woche verproviantirt. Brödchen mit

Umſtänden, Göttinger Wurſt, Kuchen, gebrannte Mandeln, Makaronen, Bisquits, kurz: Alles, was das Leben verſchönt und verſüßt, befand ſich in dieſem Beutel, und die Frau Räthin that ihr Möglichſtes, um dieſe herrlichen Dinge nicht allzuſehr altern zu laſſen. Sie kam übrigens ihrem Gatten nicht von der Seite, und ſchützte ihn durch ihre Breite wenigſtens theilweiſe vor verderblichen Erkältungen. Die Frau Räthin kannte indeſſen nichts Höheres in der Welt, als ihre Tochter Mina. Sie war noch einmal ſo ſtolz, wenn ſie der begeiſterten Tochter in's Antlitz ſah; ſie betete in dieſer gewiſſermaßen ſich ſelbſt an.

Das vierte Glied dieſer ſeltenen Familie war Edgar, ein langer, dürrer, rothhaariger Junge, der trotz dem häufigen Turnen auf der Hafenhalde ſo dünn war wie eine geſpaltene Pechfakkel. Seine Beine wären ohne die gewürfelten Hoſen gar nicht ſichtbar geweſen; er ſtand ſo zu ſagen auf nichts. Indeſſen war er als jüngſter Sohn der Gegenſtand heißer Liebe. Das fünfte Familienglied war Friedrich, der alte Bediente, ein Familienſtück, das ſich von den Eltern des

Juſtizraths auf dieſen fortgeerbt, eine treue, gute, deutſche Haut, zum Diener wie geboren, zum Gehorchen wie geſchaffen. — Ich hatte dieſe Familie in einem kölner Gaſthof kennen gelernt. Ich weiß nicht, ob ich mich ihr, oder ob ſie ſich mir angeſchloſſen; genug: wir machten die Reiſe nach Mainz auf gemeinſchaftliche Begeiſterung. Mina hatte mich zu ihrem Mitſchwärmer gewählt. Kaum waren wir Bonn vorüber gereiſt, als ihr Enthuſiasmus erſt recht ausbrach. Sie bewunderte, und ich mußte mit bewundern; ſie deklamirte, und ich mußte mit deklamiren; ſie weinte vor Entzücken, und ich mußte vor Entzücken wenigſtens ſchluchzen.

„Ha!“ rief Mina, als wir Nonnenwerth und Rolandseck vorbeifuhren, „da oben hat jenes ritterliche Gemüth geliebt und gelitten, jenes ritterliche Gemüth, das jeden Morgen hinunter ſah,“ „bis die Liebliche ſich neigte?“

„Zu dienen, mein theures Fräulein!“ erwiederte ich. „Es war ein frommer, keuſcher Ritter, der im Ausland ſich durch vieles Fechten einen großen Ruf erworben und im Inland durch ſeine Liebe die deutſche Balladendichtung

bereichert hat. Ritter haben wir zwar noch jetzt; aber wenn sie auch zuweilen fechten, an keuscher Liebe sterben sie nicht mehr."

„Welche Poesie! Welche Romantik!" rief Mina begeistert. „Wie herrlich muß es sein, hier zu sterben!"

„Doch noch herrlicher, hier von Renten zu leben," seufzte ich.

„Große Natur, wie reich bist du!" rief Mina in der heftigen Feuersbrunst ihrer Ekstase. „Wie unaussprechlich beseligend ist es, aus dem Born der Natur zu trinken! Mein Herz erweitert sich; mein" —

„Mein Luftkissen, liebes Minchen," unterbrach der Justizrath, und mit erstickter Poesie im Herzen eilte die Tochter, das Verlangte zu holen. Als sie zurückkehrte, reichte sie mir eine kleine Phiole mit den Worten: „Sie sind wohl so gut und leisten mir einen Dienst?"

Diese Worte sprach Mina mit einem solch sonderbaren Ausdrucke, daß ich nicht wenig erschrack. Ich glaubte nämlich, sie wolle, daß wir uns aus Liebe zur Romantik ein wenig vergifteten. Ich sah ihr also, ohne zu antworten, starr in's Antlitz.

BIBL. UNIVERS. UPS.

„O gewiß," liſpelte ſie, „werden Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen. O gewiß werden Sie mir den kleinen Dienſt erweiſen, deſſen ich mich in der fernen Heimath ſtets auf's dankbarſte erinnern werde."

Der räthſelhaften Rede endliche Auflöſung war, daß ich das Fläſchchen mit Rheinwaſſer füllen ſollte. Ich mußte mich dieſes Auftrages vor ihren Augen entledigen und als das Fläſchchen mit dem heiligen Naß in ihren Händen war, küßte ſie es und verbarg es in ihrem keuſchen, blauumhüllten Buſen.

Ich muß geſtehen, daß dieſe unbändige Gefühlsſchwelgerei, dieſes ewige Ueberſetzen der proſaiſchſten Dinge in ſublime Poeſie mir endlich höchſt läſtig wurde, ſo daß ich froh war, als ich bei Andernach eine ſchickliche Gelegenheit fand, mich wenigſtens auf eine kleine Weile an den andern Theil des Bootes zu begeben. In Andernach ſtiegen nämlich zwei Verwandte der juſtizräthlichen Familie ein, und ſo riß mich der glückliche Moment des Wiederſehens aus den Klauen unbarmherziger Begeiſterung.

Ohngefähr eine halbe Stunde war verfloſſen.

Aber wie groß war mein Schrecken, als ich, mich wieder der Gruppe nähernd, dieſe in tiefſter Trauer fand! Mina weinte; die Juſtizräthin weinte; der Juſtizrath ſchien zu weinen; Edgar ſchnitt wenigſtens ein weinerliches Geſicht, und der alte Friedrich wiſchte ſich die Augen. „Was iſt denn vorgefallen?“ fragte ich den guten Bedienten.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete dieſer ſchluchzend; „aber da die Herrſchaft weint, muß ich doch wohl auch weinen. Es iſt ganz gewiß ein großes Familienunglück arrivirt; denn ſie ſprechen von plötzlichem Tod und von unſchuldiger Jugend. Ich glaube, daß der Heerſchaft einige Verwandte geſtorben ſind.“

Bei den letzten Worten vergoß die treue Seele Zähren des bitterſten Kummers.

Ich hielt es nicht für rathſam, mich den Thränenquellen zu nähern, ſondern blieb in einiger Entfernung im Trockenen ſtehen und hörte Mina ſeufzend ausrufen: „Aber mein Gott, warum mußten Beide zugleich ſterben?“

„Ach die unſchuldigen Kinder!“ ächzte ein etwas abgeblaßtes Fräulein (die Couſine Mina's,

wie ich ſpäter erfuhr); „aber ſie mußten untergehen, es war des eiſernen Schickſals Stimme, die dies gebot.“

„O Gott im Himmel!“ rief Mina zerknirſcht, „was wird er, was wird der arme Vater, der ſchon ſo viel Jammer erduldet, bei der Schreckensnachricht empfinden!“

„Der arme Vater iſt am meiſten zu bedauern,“ ſeufzte die Juſtizräthin, indem ſie, auf's heftigſte erſchüttert, ein Stück geräucherte Zunge verſpeiſte. „Ja, der arme Vater iſt am meiſten zu bedauern. Nicht wahr, Väterchen?“

„Freilich, meine Liebe,“ antwortete der Juſtizrath hüſtelnd; „aber es zieht hier verdammt ſtark.“

„Hatten ſie nicht blaue Augen?“ fragte Mina mit feuchten Blicken einen jungen Mann, ihren Vetter, der mit dem bleichen Fräulein, ſeiner Schweſter, bei Andernach eingeſtiegen war, und die gräßliche Nachricht aufs Schiff gebracht hatte.

„Sie hatten blaue Augen,“ ſagte der junge Mann höchſt gleichgültig; „ſie hatten blaue Augen und blondes Haar; ſie waren gewachſen wie die Lilien und waren unſchuldig wie die

Lilien. Da aber bekanntlich für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, und die guten Kinder doch einmal des Todes verblichen ſind, ſo denk' ich, liebe Couſine, daß wir uns tröſten."

„Du Grauſamer! Du Barbar! Du Alltagsmenſch! Du modernes Weſen!" herrſchte ihn Mina an. „Was liegt Dir an der gequälten Unſchuld? Was liegt Dir an der beleidigten Tugend? Du haſt immer eine Freude, wenn das Erhabene untergeht und die Proſa triumphirt."

Der junge Mann, der nicht Luſt hatte, ſich von ſeiner lieben Couſine, noch länger ſolche Schmeichelein ſagen zu laſſen, zog ſich zurück, und ich benutzte dieſen Umſtand, um über die plötzliche Familientrauer nähere Nachrichten einzuziehen.

Ich erfuhr nun den Tod der beiden wunderlieblichen Mädchen, von welchen meine freundlichen Leſer und anmuthigen Leſerinnen gewiß ebenfalls gehört haben werden. Es waren die beiden Töchter des berühmten und tapfern Marſchalls Simon; ſie hießen Roſe und Blanche und ſind geſtorben an der Cholera im zehnten Capitel

des ſiebenten Bandes des ewigen Juden von Eugen Sue.

Ich ſuchte Mina ſo gut als möglich zu tröſten; aber ihr Berliner Herz war durch die Nachricht des doppelten Todesfalles allzuſehr erſchüttert. „Ach!“ ſchluchzte ſie, „ich ahne nichts Gutes. Ich fürchte vielmehr, daß der Tod noch mehr Opfer fordert. Mir iſt's bange um den trefflichen Marſchall Simon, um die liebenswürdige Adrienne und beſonders um — den ſchönen indiſchen Prinzen Dſchalma,“ ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe jungfräulich verſchämt hinzu.

Mina's Ahnung hatte nicht gelogen; denn in den folgenden Capiteln des ewigen Juden räumt der Tod ſo gründlich auf, daß am Ende ſogar der Leſer für ſein eigenes Leben beſorgt wird. Wahrlich, hätte der treffliche Eugen Sue nur im entfernteſten ahnen können, welche bittere Schmerzen ein ſanftes Berliner Gemüth ob des Todes ſo vieler edlen Weſen empfinden mußte, er hätte ſich von ſeiner menſchenfreſſeriſchen Muſe gewiß nicht zu ſolchen unerhörten Grauſamkeiten verleiten laſſen. Und damit ſchließ' ich dieſe traurige Novelle.

Monolog eines Schauſpielers.

Borgen iſt das Urgeſetz der Natur. Der Fluß borgt von den Bächen und das Meer borgt von den Flüſſen. Die Wolken borgen von der Luft und die Erde borgt von den Wolken. Der Mond borgt ſein Licht von der Sonne und die Nacht borgt [redacted] von dem Monde. Der erſte Mann iſt [redacted] Erde und das erſte Weib aus der Seite des erſten Mannes geborgt. So beruht die ganze Natur auf wechſelſeitigem Kredit. Warum ſollte alſo der Menſch, das Ebenbild Gottes, den Kredit nicht in Anſpruch nehmen? Und wenn der gewaltige Ozean ſich nicht ſchämt, von ſchmächtigen Flüſſen zu borgen, warum ſollte ein magerer Schauſpieler nicht von einem dicken Gaſtwirth borgen? Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht der

Sonne zurückzahlt, weil er eben kein eigenes Licht beſitzt, warum ſollte ein armer Schauſpieler ſeinem Gläubiger das Geld zurückzahlen? Das wäre gegen alle Naturgeſetze; das wäre unnatürlich, widerſinnig, gottlos! Was thut aber der Strom, wenn er zu viel von Bächen und Flüſſen geborgt hat? — Er reißt aus. — Heilige Natur, du gibſt mir den Wink. Ich will es machen wie der Strom — ich will ausreißen.

Lebensregeln eines Stillen im Lande.

Es iſt gar nicht ſo ſchwer in der Welt fortzukommen, wenn man ſein eigenes Ich zum Mittelpunkte dieſer Welt macht; doch muß man natürlich das Gegentheil davon zeigen. Man muß ſich die Miene eines Dieners geben, während man zu herrſchen ſucht. Der nächſte und ſicherſte Weg zum Ziele iſt, wenn man den Himmel als Mittel zu irdiſchen Zwecken braucht und im Namen Gottes das thut, was man im eigenen nicht thun dürfte. Diene dem Teufel, aber diene ihm im Namen Gottes. Ob der Zweck die Mittel heiligt oder nicht, darauf kommt's gar nicht an; es kommt nur darauf an, daß man den Zweck erreicht. Der ſchlaueſte Jeſuit iſt der, welcher gegen den Jeſuitismus eifert; und mehr als ein Tyrann hat gegen den Macchiavel

gepredigt und eben deßhalb deſſen Lehren am ſicherſten befolgt.

Das ganze Leben iſt ein Mummenſchanz; darum trage die vortheilhafteſte Maske. Die Welt will betrogen ſein; aber nur der gewandte Betrüger iſt ſicher, daß er nicht ſelbſt betrogen wird. —

Vor allem bemächtige dich der Frauen. Nicht an Adam, ſondern an Eva hat die Schlange ihre Künſte verſucht. Aber die Schlange wußte, wenn ſie nur erſt das Weib hat, der Mann ihr gewiß nicht entgehen würde. Schüre das Feuer der Zwietracht in Familien; aber wenn die Flamme am gefährlichſten lodert, ſtelle dich als rettender Engel ein. Deine Rede ſei ſtets ſanft; denn wer merkt das Gift, wenn es im Honig verborgen iſt? Seit die ſanften Glaceehandſchuhe ſo allgemein getragen werden, iſt es nicht mehr möglich, die Teufelskralle von den Roſenfingern eines Seraph zu unterſcheiden. —

Was du biſt, ſei ganz, ſonſt biſt du gar nichts; ſo wie ein Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt. Doch zeige niemals dein wahres Weſen. Die Wahrheit achten, heißt ſo viel als dich

ihr opfern; und der Lüge dich ausschließlich ergeben, heißt ihr Sklave sein. Du thust aber am vernünftigsten, wenn du jeder Zeit mit der Lüge so stehst, daß du es mit der Wahrheit nicht verdirbst. —

Geh' stets mit gesenktem Haupte und mit krummem Rücken einher und zeige dich selbst dem Demüthigsten gegenüber in tiefster Demuth, dann wirst du gewiß dein Ziel erreichen; denn du weißt, daß die Katze den Buckel am meisten dann krümmt, wenn sie der Maus am nächsten ist. —

Erwirb so viel Vermögen als du kannst, aber preise stets das Glück der Armen; denn nichts ist angenehmer, als mit sattem Magen eine Fastenpredigt zu halten. Sei wohlthätig, wenn keine Kosten damit verbunden sind, das heißt: befriedige deinen milden Sinn aus dem Beutel deines Nächsten. —

Deine rechte Hand wisse nie, was deine linke nimmt; nimm aber mit der linken eben so gerne, wie mit der rechten. Sei auch aufrichtig; aber nur dann, wenn die Heuchelei dir schaden kann. Laß nie dein Antlitz zum Verräther deiner Gedanken werden, sondern jede deiner Mienen

ſei ſtets die heitere Dienerin deines Willens. Lächle beſtändig, ſelbſt wenn dein Inneres Gift bereitet; das wird dir nützen. Denn die Menge urtheilt nach dem Geſicht und nicht nach dem Herzen, ſo wie ſie in Katalogen nur nach den bloßen Titeln die Lektüre wählt. Kannſt du aber in Augenblicken heftigſter Aufregung dein Geſicht nicht beherrſchen, ſo ſtochere dir die Zähne; dann wird es auch dem größten Phyſiognomen unmöglich ſein, aus deiner unleſerlichen Mienenſchrift klug zu werden. — —

Ein Trauerſpiel,

oder:

Warum ich ledig blieb.

Aus den geheimen Papieren des Dr. Kummer.

Ihr, die ihr mit der rauchenden Cigarre im Munde vor einem Gemälde ſtehet, oder mit dem Zahnſtocher zwiſchen den Fingern übermenſchlichſatt und verdauungsſelig in der Loge ſitzet und jedes Kunſtwerk ſo ſchnell beurtheilt und verurtheilt: habt ihr noch nie an die kummervollen Tage, an die ſchlafloſen Nächte gedacht, die den Künſtler von der erſten Idee zu ſeinem Werke bis zur Vollendung deſſelben gequält und gemartert? Habt ihr noch nie daran gedacht, daß faſt jeder Künſtler ein Märtyrer iſt? Wahrlich, wenn ihr wüßtet, daß dem Künſtler jedes

ſeiner Werke ein Stück ſeines Lebens koſtet, daß neben dem Vergnügen des Schaffens noch das bittere Bewußtſein von der Schwäche und Unzugänglichkeit ſeiner Schöpfungen ihn foltert, ihr würdet die Künſtler höher ſchätzen als euer kritiſches Urtheil, ſtatt daß ihr jetzt ſo voll Behagen das Gegentheil thut.

Auch ich war einſt Künſtler. Kurz war meine Laufbahn, aber ſo dornenvoll und ſteinig, daß ich ſtrauchelte und ſchmählich zu Falle kam. Die Geſchichte meines Fallens will ich euch erzählen.

Ich war jung; ich war ehrgeizig. Die Siege Shakſpears ließen mich nicht ſchlafen. So kam ich auf den Gedanken, ein Trauerſpiel zu ſchreiben, ein hiſtoriſches Trauerſpiel, ein Trauerſpiel in fünf Akten. Ja, das war mir noch nicht einmal genug, ich wollte ein vaterländiſches Trauerſpiel ſchreiben. Nun, die Geſchichte unſeres Vaterlandes iſt ſehr reich an tragiſchen Stoffen; ich brauchte alſo nicht lange zu ſuchen. Ich wählte den letzten der Hohenſtaufen zu meinem Helden, entwarf den Plan mit vieler Vorſicht und Sorgfalt, brachte nach der Weiſe des großen Stratforders auch komiſche Partien in

den Plan, damit auch die Lachluſtigen befriedigt würden und ging an die Arbeit. Jeden Morgen ſprang ich mit Sonnenaufgang gewaltſam aus dem Bette; und während die Morgenſtunde Gold im Munde hatte, richtete ich mein Gebet an die tragiſche Muſe Melpomene. Die tragiſche Muſe Melpomene ſchien mein Gebet zu erhören; denn die Verſe floſſen mir ſo leicht wie das Ein-mal-Eins aus der Feder. Scene reihte ſich an Scene wie eine Perle an die andere, und jeder Auftritt ſchloß mit einem Reim, der ſeines Gleichen ſuchte.

Während ich an meinem Werke ſchrieb, nahm ich nur ſehr wenig zu mir, um meinen Geiſt friſch, meine Phantaſie lebhaft zu erhalten. Ich kaſteiete mich faſt aus Liebe zur tragiſchen Muſe. Auch kam ich wenig unter Leute und ſprach mit Niemand über mein Werk, nicht einmal mit meiner Geliebten; denn ich wollte Alle mit meinem fertigen Werke überraſchen. Endlich war mein Werk vollendet. Ich feilte, ich hobelte, ich glättete daran; und als es mir hinlänglich gefeilt, gehobelt und geglättet ſchien, ſchrieb ich es mit einer Sorgfalt ab, die mir alle Ehre machte.

Nun lud ich meine beſten und kunſtverſtändigſten Freunde zu einem frugalen Abendbrod ein. Ich ſetzte ihnen Auſtern, Salamiwurſt, fromage de Brie und Hochheimer vor und holte ſodann meine Tragödie herbei.

Meine Freunde waren überraſcht, in mir einen Tragöden zu finden und baten mich inſtändigſt, ihnen die Tragödie vorzuleſen. Meine Freunde labten ſich an den Auſtern, an der Salamiwurſt, am fromage de Brie und am Hochheimer und waren ganz entzückt über meine Tragödie. Der Eine lobte den Wohlklang der Verſe, der Andere die Charaktere, der Dritte die ſpannende Handlung, der Vierte das Tragiſche und der Fünfte das Komiſche. Alle aber kamen darin überein, daß ich eine Shakspear'ſche Ader an mir hätte, und daß mein Werk ein Werk ſei, das der deutſchen Literatur alle Ehre machen würde. Sie beſchworen mich, mein Trauerſpiel der Bühne zu überreichen und dankten mir, als ſie ſchieden, für den doppelten Genuß des Soupers und der Tragödie. Ich war über das Urtheil meiner Freunde ſo erfreut, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. Die Shakspear'ſche

Aber brachte mich in Wallung und ich ſah mich ſchon als Meſſias der deutſchen Bühne vom ganzen deutſchen Vaterlande verehrt und geprieſen.

Am andern Tage ging ich zum Theaterintendanten. Unterwegs lernte ich eine an ihn zu haltende Anrede auswendig. Se. Excellenz nahmen meine Anrede, in welcher viel von Mäcen, Kunſtfreund, Beſchützer der Kunſt, Schutz der Kunſt, Schirm der Kunſt und Hort der Kunſt vorkam, ſehr gnädig auf. Ich ſagte ihm (Gott verzeihe mir die Sünde!) noch viele andere Schmeicheleien, aber nur aus Liebe zur Kunſt. Ich machte ihm Komplimente über ſeine weiße Hand, über ſein blaues Auge, über ſeine männliche Haltung; und als ihm das Schnupftuch zur Erde fiel, hob ich es mit einer tiefen Verbeugung ſchnell auf. Alles aus Liebe zur Kunſt. Die Excellenz nahm mein ſchweres Manuſcript an und verſprach ein baldiges Reſultat.

Ein ganzer Monat verging, bevor das verſprochene Reſultat ankam. Eines Morgens endlich erhalte ich einen großen Brief von der Theater-Intendenz. Ich öffne ihn mit bebender

Hand und las, daß mein Stück angenommen. Durch diesen Brief war ich um ein Bedeutendes dem Tempel des Nachruhms näher gerückt. Ich eilte zu meiner Geliebten, die bisher noch nichts von meinem Verhältniß zur tragischen Muse gehört hatte, und offenbarte ihr mein dramatisches Geheimniß. Sie war entzückt, außer sich, und sah eben so gut wie ich meine künftigen Triumphe, wodurch ihre Eltern, die bisher noch nicht in unsere Verbindung einwilligen wollten, ihre Gesinnung zu meinen Gunsten ändern würden. Bald darauf wurde mir die Leseprobe von meinem Trauerspiel angekündigt. Ich lernte jetzt das Personal kennen und bestrebte mich, zuvorkommend gegen jedes Mitglied desselben zu sein. Ich versicherte jedem Schauspieler unter vier Augen, daß er der beste des sämmtlichen Personals sei, daß ihm aber von Seiten der Intendanz noch nicht gebührende Würdigung geworden; jeder Schauspielerin sagte ich unter vier Augen verhältnißmäßig noch viel mehr. Auf diese Weise erwarb ich mir die Zuneigung Aller.

Als meine Freunde vernahmen, daß mein Trauerspiel im Gange sei, fanden sie es für

nöthig, eine Partei zu Schutz und Trutz zu bilden und riethen mir, daß von meiner Seite ein Gleiches geſchehe. Ich fand dieſen Rath ſehr vernünftig und wurde der freundlichſte Menſch von der Welt. Es exiſtirte kein Schneider, vor dem ich nicht hochachtungsvoll den Hut abzog, kein Ladenſchwengel, den ich nicht freundlich beim Namen nannte. Ich gewöhnte mir die Anrede: „mein Lieber“ und „mein Beſter,“ ſo wie das freundliche auf die Schulterklopfen an. Jeden Schreiber nannte ich: „Sekretär,“ jeden Lieutenant: „Herr Hauptmann“, jeden gemeinen Barbier „Herr Doktor“ und jeden ordinären Doktor: „Herr Medizinalrath.“ Ich lächelte mit Jedermann und ſprach lauter Zucker und Honigſeim, mit einem Wort: Meine Zunge trug ein diplomatiſches Unterfutter, und wenn ich mich auch nicht ganz mit der Aufrichtigkeit überwarf, ſo lebte ich doch mit ihr auf ſehr geſpanntem Fuß. Alles aus Liebe zur Kunſt.

Die Zeit der Aufführung meines Stückes rückte immer mehr heran. Bereits waren mehrere Proben davon abgehalten worden und es galt, mich jetzt gehörig vorzubereiten. Da die höchſte

Wahrſcheinlichkeit des gewaltigen Applauſes und donnernden Herausrufens vorhanden war, ſo war es natürlich, daß ich eine kurze Anrede an das hochzuverehrende Publikum aufſetzte, in welcher ich dieſes außerordentlich lobte und mein ſchwaches Talent ſeinem Schutze empfahl. Die Anrede ſchloß mit einem Knallreim. Außerdem ſtellte ich mich mehrere Male des Tages vor den Spiegel, um die nobelſten Attitüden einzuſtudiren. Alles aus Liebe zur Kunſt und von wegen der Unſterblichkeit.

Endlich war der Tag da, an welchem mein ewiger Nachruhm aus den Windeln gehoben werden ſollte. Die vorhergehende Nacht hatte ich von nichts geträumt, als von Eichenkränzen, Blumenſträußen Lorberkränzen, Sonnetten, Blumenkränzen, Beförderungen, goldenen Bechern, Toaſten und Fackelzügen. Ich träumte ſo lebhaft, daß ich beim Aufwachen mit dem Ellenbogen die Lampe vom Nachttiſche warf. Dann kleidete ich mich ſchnell an und eilte zur General-Probe in's Theater. Auf dem Wege dahin ſtolperte ich faſt bei jedem Schritte und entdeckte, daß ich in der Haſt die Stiefeln verkehrt angezogen.

Welche Mittel ich bei der General-Probe anwandte, um den Erfolg des Abends zu ſichern, läßt ſich durch ſchwache Worte gar nicht ſchildern. Der erſten Liebhaberin ſagte ich tauſend Annehmlichkeiten, und damit die Anſtandsdame deßhalb nicht piquirt würde, ſagte ich ihr fünfzehnhundert. Da die tragiſche Heldin etwas heiſer ſprach, ſo eilte ich während einer längern Pauſe fort, ließ friſche Eierdotter mit Zucker zuſammenrühren und beſchwor ſie, nämlich die tragiſche Heldin, das Mittel, nämlich die Eier, zu nehmen. Als ſie ſich weigerte, ſagte ich ihr, daß ſie heute unwiderſtehlich reizend ſei und drückte verſtohlen ihre Hand an mein Herz. Um den Intriguanten ganz für mich zu gewinnen, hatte ich den Abend vorher Smollis mit ihm getrunken und ihm unter vier Augen geſagt, daß ich eine Extra-Broſchüre über ihn ſchreiben wolle.

Der jugendliche Held, ein wahrhafter Apollo an Schönheit, war leider ſo einfältig wie ein Bauernſchinken und kannte die Grammatik nur von Hörenſagen. Wenn er in Pathos gerieth, ſchlug er mit Armen und Beinen ſo wild um ſich, als ob er auf den Brettern den erſten Un-

terricht im Schwimmen genösse. Indessen auch ihn richtete ich, Dank dem Himmel und der himmlischen Geduld! ziemlich ab, so daß er wenigstens meinen zart gebauten Versen nicht das Genick brach. Was die Choristen betrifft, so lehrte ich sie anständig stehen; und als die Probe vorüber war, hatte ich Ursache, wenigstens nicht unzufrieden zu sein.

Daß mir das Mittagessen nicht ganz schmeckte, brauche ich dem scharfsinnigen und theilnehmenden Leser wohl nicht erst zu versichern. Nach Tische kamen meine guten Freunde zu mir und machten mir die Mittheilung, daß sie auf heute Abend, unmittelbar nach der Vorstellung ein großes Souper im rothen Adler bestellt und dazu sämmtliches, in meiner Tragödie mitwirkendes Personal, so wie sämmtliche Redakteure, Rezensenten und Mitarbeiter der Stadt, natürlich auf meine Kosten, eingeladen, was aber nicht bekannt werden würde. Ehe ich noch eine kleine Einwendung machen wollte, sagten mir auch noch meine guten Freunde, daß sie zwölf Musikanten, ebenfalls auf meine Kosten, bestellt, um mir gegen Mitternacht ein Ständchen zu

bringen und es würde ihnen nicht unpassend scheinen, wenn ich einige Worte zum Fenster herunterspräche. Meine guten Freunde verlangten auch noch zwei Dutzend Freibillete zur Vertheilung unter klatschlustige Hände, :was ich natürlich ebenfalls bewilligte. Sie versprachen mir, selbst so sehr zu klatschen und Bravo zu schreien, daß der Theater-Lüster Krämpfe bekommen solle und entfernten sich dann auf glückliches, berühmtes Wiedersehen.

Ich zog ein weißes Hemd und einen schwarzen Rock an, (keinen Frack, um die Absichtlichkeit zu vermeiden) studirte nochmals vor dem Spiegel die schönsten Gestikulationen zu meiner Danksagung von der Bühne herab genau ein, entwarf mir im Kopf eine zweite Anrede zum Fenster herunter, merkte mir genau den Anfang beider Reden, damit keine Konfusion entstehe und verließ, von tausend Gefühlen bestürmt, meine Wohnung. Vorher hatte ich noch ein kurzes Rendezvous mit meiner Geliebten. Sie sagte mir, daß sie nebst ihren Eltern und Verwandten in der ersten Logenreihe sitzen würde und so schieden wir nach einer herzlichen Umarmung von

einander. Mein Weg führte mich vor der Wohnung der erſten Liebhaberin vorüber. Die erſte Liebhaberin ging gerade in ihr Haus. Ich nahm den Hut bis auf die Erde vor ihr ab, ſagte ihr, daß von ihr allein, als von dem erſten Talente des ganzen Theaterperſonals, der Erfolg meines Stückes abhinge und ging auf's Theatergebäude zu. Das Theater war bereits geöffnet und ich ſah gerade zwei Menſchen zur Thüre hereinſtrömen. Ich ſchlich mich zur Hinterthüre herein und ging auf die Bühne. Dieſe war noch ſo ſtockfinſter, daß ich mit dem rechten Knie gegen den Block rannte, auf welchem der letzte der Hohenſtaufen geköpft werden ſollte und in der Gegend von Neapel der Länge nach auf die Bretter fiel, welche die Welt bedeuten. Nicht ohne Schmerzen gelangte ich an die Gardine und als ich durch das Guckloch deſſelben blickte, bemerkte ich im Parterre nichts weniger als eine Metzgerstochter und nichts mehr als einen Ladendiener, welche ſich gegenſeitig mit Händen und Füßen gegen die Langeweile wehrten. Gerade als der Ladendiener und die Metzgerstochter ſich umarmten, kam ein Dritter, der Vetter meines

Schneiders, legte ſich auf eine Bank und knackte Nüſſe.

Während einer halben Stunde kamen die Zuſchauer ſo ſpärlich wie die Kreuzer in eine Armenſünderbüchſe. Endlich aber ſtellten ſie ſich immer zahlreicher ein. Der Lüſter ward herabgelaſſen; die Rampen tauchten auf und ſchon kamen einige der Orcheſter-Mitglieder und probirten ihre Inſtrumente. Auch auf der Bühne ward es lebhaft und ich ging nun, meinen Platz im dritten Logenrange einzunehmen. Ich hatte dieſen Platz deshalb gewählt, damit ich mehr beobachten, als beobachtet werden konnte. Auf der Treppe begegnete mir einer meiner guten Freunde. Er ſagte mir, daß das Haus überfüllt werden würde und merkte ſich meinen Platz, damit man mich, wie er ſagte, bei den Herausrufungen dem Publikum zeigen und jedes Auge ſich auf mich richten könne, was doch zweifelsohne eine Potenzirung des Erfolges ſei. Ich drückte meinem guten Freunde dankbar die Hand und eilte nach meinem Sitze.

Mein Herz klopfte mir hörbar, als das Orcheſter ſein blechernes Gewitter begann. Mit

den erſten Takten deſſelben kam auch meine Geliebte mit ihrer ſämmtlichen Familie. Mein Herz klopfte bei ihrem Anblick noch hörbarer.

Meine Geliebte war in feſtlichem Schmucke und ſchien ſich zu freuen über das volle Haus. Endlich ging der Vorhang auf. Der Rubicon war überſchritten; jetzt galt es Sieg oder Tod! Der erſte Monolog ward lebhaft applaudirt und der zweite Auftritt fand allgemeinen Beifall; und als der Vorhang fiel, war nur eine Stimme über den erſten Akt. Man erwartete Großes, ſehr Großes.

Mein Nachbar zur Rechten fragte mich über mein Urtheil. Ich benutzte mein Incognito und ſagte: „Das Ding iſt ſo übel nicht. Man muß abwarten!“ Meine Nachbarin zur Linken aber, eine ſchmachtende Blondine mit einem durchſichtigen Schwanenhalſe, fragte mich, ob ich nicht wiſſe, wann der Held hingerichtet würde. „Im fünften Akte“, ſagte ich; worauf ſie ihr weißes Schnupftuch zurecht legte.

Der Vorhang ging wieder auf. Das ganze Publikum war ganz Ohr. Die erſte Scene war etwas lang und ging ſtillſchweigend vorüber.

In der zweiten aber verſprach ſich der Intriguant auf eine für mich ſehr fatale Weiſe. Er hatte zu ſagen:

„Die Treue gleicht dem armen Kettenhunde,
Der ſchlaflos ſeines Herren Gut bewacht.“

Statt deſſen aber ſagte er:

„Die arme Kette gleicht dem treuen Hunde,
Der ſeinen guten herrenloſen Schlaf bewacht.“

Hätte er nun ungeſtört weiter geſprochen, ſo würde er bloß unverſtändlich geweſen ſein; ſtatt deſſen aber ſuchte er ſich zu korrigiren und ſagte: „Der treuen Kette gleicht der arme Hund“ und brächte eine ſolche Verwirrung von Kette, Hund, Herrenloſigkeit, Armuth und Schlafloſigkeit hervor und zerriß die zarten Jamben auf eine ſolche kanibaliſche Weiſe, daß das Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach.

Dieſer widerwärtige Umſtand war für mein Stück ein ſo unheilvoller, als er nicht blos die zweite Scene verdarb, ſondern auch nachwirkte. Denn mancher Zuſchauer erinnerte ſich in der ergreifendſten Stelle der dritten Scene, daß das komiſche Verſprechen in der zweiten, doch noch

mehr Gelächter verdient hätte und holte das Verſäumte ſo laut ein, daß wiederum Andere angeſteckt wurden und ein Lacher bald ein Dutzend anderer Lacher auf ſeiner Seite hatte. Als der Vorhang wieder gefallen war, ſagte mein Nachbar zur Rechten: „Die Geſchichte dauert ein bischen lang; es iſt nur gut, daß etwas dabei zum Lachen war", während meine Nachbarin zur Linken mit den Augen ſeufzte. Ich war ziemlich niedergeſchlagen; denn ich wußte, daß der zweite Akt eine Niederlage war und leider trug der dritte Akt nicht dazu bei, mich aufzumuntern; denn nicht eine einzige Stelle wurde applaudirt und ſo weit mein Auge reichte, ſah ich das Publikum mit halbgeſchloſſenem Auge und dreiviertel geöffnetem Munde. Hätten nur meine guten Freunde beim Ende des dritten Aktes geſchwiegen! Statt deſſen aber applaudirten ſie und riefen dadurch den Widerſpruch des Publikums hervor, welches ſie ſtark und heftig zur Ruhe ziſchte. O du allgütiger Gott! Wie ward mir's zu Muthe, als ich die erſten Ziſchlaute vernahm! Es waren kleine, ſpitze Dolche für mein Ohr und doch ſollten mich bald noch andere Laute verwunden.

Im vierten Akte ſchlief meine Nachbarin zur Linken ein; und mein Nachbar zur Rechten ſagte mir: „Es iſt wahrhaftig viel mehr Kunſt, ein ſolches Stück zu ſehen als zu ſchreiben“, während der Nachbar meines Nachbars dem Nachbar zu meiner Rechten bemerkte: „Dieſes Stück gleicht dem Traumbilde des Königs Nebukadnezar. Der Kopf des Stückes war Gold; die Schultern waren ſchon viel ordinärer und ich habe wahrhaftig nicht Geduld, das Ende von Lehm abzuwarten, beſonders da man heute im „Heidelberger Faß“ das erſte Sauerkraut bekommt.“ Er überredete nun bei der draſtiſchſten Stelle des vierten Aktes meinen Nachbar, mit ihm in's Heidelberger Faß zu gehen und als Beide das Haus verließen, machten ſie mit ihren plumpen Ueberſchuhen ſo viel Geräuſch, daß wieder ein Stück der vortrefflichſten Scene zum Teufel ging. Mit dem Ende des vierten Aktes war mein Loos ſchon entſchieden. Ein großer Theil des Publikums verließ das Haus. Im Parterre bildeten ſich Gruppen, und ſogar hinter mir hörte ich laut murren über die Kühnheit des Intendanten, eine

ſolche Speiſe einem ſolch' gebildeten Publikum vorzuſetzen.

Ich ſah, wie die Eltern meiner Geliebten mit dieſer lebhaft geſtikulirten und ſie zum Fortgehen aufforderten. Ich ſah aber noch viel Schlimmeres; ich ſah nämlich, daß ich geſehen wurde. Aller Augen richteten ſich nun auf mich und es ſchien, daß meine Perſon ein viel amüſanteres Schauſpiel darbot, als mein Trauerſpiel; wenigſtens dreihundert Gläſer waren auf mein betrübtes Geſicht gerichtet. Ich hörte hinter mir, neben mir, vor mir, über mir und unter mir die Worte: „Der iſt's? Ich möchte Der nicht ſein!" oder: „Nicht um tauſend Thaler möchte ich in dem ſeiner Haut ſtecken!" Ja, ein magerer, pappendeckelner Schneider mit einem Ziegenbocksgeſicht ſagte zu ſeinem Nachbar: „So was kann ich auch machen!" worauf Jener bemerkte: „Das Schönſte in dieſem Trauerſpiele ſind die Zwiſchenakte. Es iſt ein wahrer Genuß, dieſes Trauerſpiel nicht zu ſehen!"

Dies ſagte der Wicht ſo laut, daß Alles in der Umgegend zu lachen anfing. Dieſer Wicht war aber kein Anderer, als mein früherer Buch-

binder, mit dem ich einmal einen Prozeß hatte, weil er mir den Don Quixote verſchnitten. Er ſuchte ſich alſo durch einen miſerabeln Witz zu rächen.

Ich war der Verzweiflung nahe und wollte mich durch einen kühnen Sprung zur Thüre hinaus retten; da ich aber ſah, daß meine Geliebte noch aushielt, ſo bewaffnete ich mein gepeinigtes Herz mit neuer Kourage und bot wie der heilige Sebaſtian meine Bruſt allen Pfeilen des Spottes und Hohnes dar.

Die erſte Scene des fünften Aktes wurde uniſono ausgeziſcht, und nun bot jede folgende Scene auf der Bühne die merkwürdigſten Scenen vor der Bühne dar. Man pfiff; man ziſchte; man klatſchte und ſtampfte mit den Füßen. „Vorhang herunter!“ ſchrie Einer. „Fortſpielen!“ ſchrie ein Anderer. „Verfaſſer heraus!“ zeterte ein Dritter. Der Wunſch dieſes Dritten fand ſolch' lebhaften Anklang, daß bald Alles nach mir ſchrie und mit Fingern auf mich deutete. Wie ein ſterbender Römer hüllte ich mein Haupt in meinen Mantel und erwartete den Todesſtoß.

Meine Sinne fingen mir an zu ſchwinden;

es klingelte mir um's Ohr und ich hoffte ſchon, in eine wohlthätige Ohnmacht zu fallen. Statt deſſen aber fiel der Vorhang, ehe noch Konradin hingerichtet wurde. Statt Konradin war ich hingerichtet.

Ich eilte nun von meinem Platze unter Begleitung des ärgſten Hallo's und wollte nach Hauſe. Aber ſchon an der Thüre des Hauſes wurde ich von meinen guten Freunden angehalten, in die Mitte genommen und in den rothen Adler zum Souper gezogen. Ich glaube, daß der Heiland, da man ihn zur Schädelſtätte führte, nicht betrübter ausſah, als ich. Ich weigerte mich auch, mit ihnen zu gehen und ſagte, ſie ſollten das nun beſtellte Mahl genießen; aber meine guten Freunde gaben dies nicht zu und ſchalten meine Niedergeſchlagenheit als eine unmännliche, keines wahrhaften Deutſchen würdige Schwäche.

„Von Molière iſt auch ein Stück durchgefallen", ſagte einer meiner guten Freunde, um mich zu tröſten. „Und von Voltaire ſind ſogar mehrere Stücke durchgefallen", verſicherte ein Anderer. „Wer weiß, ob nicht ſelbſt Shak-

peare mit einigen Stücken Fiasko gemacht?“ fragte ein Dritter. Und ein Vierter versicherte: „Wenn das Stück schlecht wäre, hätte es gar nicht durchfallen können. Das Publikum war verblüfft über die Auffassung deines Genius und hat sich abgezogen gefühlt, so wie Kinder eine unbekannte Speise nicht gerne genießen. Du kannst also in dem heutigen Benehmen des Publikums nur eine Aufmunterung finden, auf der einmal betretenen dramatischen Laufbahn rüstig fortzuwandeln.“

Unter solchen und dergleichen Trostgründen, die mich indessen von meiner Niedergeschlagenheit nichts weniger als befreiten, kamen wir in den rothen Adler und setzten uns zu Tische.

Bald kamen sämmtliche Schauspieler, die in meinem Stücke mitgewirkt, bis auf den Intriguanten, der aus Furcht wegen des Gelächters, das er durch sein schlechtes Memoriren erregt, Vorwürfe zu hören, lieber weg blieb. Was die Rezensenten betrifft, so waren sie als permanente Hungerleider schon anwesend. Die Tafel kam mir vor wie ein Leichenmal. Alle fielen über das Essen und über den abwesenden

Intriguanten her, wie heißhungerige Wölfe; und der Redakteur der „Ameiſe", ein Kerl, der für einen Thaler in ſeinem eigenen Blatte ſich ſelbſt herunter zu reißen im Stande war, fraß mit einer ſolchen Begierde, daß ihm ein Stück Haſenbraten in die unrechte Kehle kam und er faſt erſtickt wäre, wenn ihm nicht ſein Kollege, der Redakteur der „Sphinx", mit der Fauſt kollegialiſch heftig auf den Rücken geklopft hätte, bis er den Haſen wieder von ſich gab. Was den Intriguanten betrifft, ſo waren Alle einig, daß er allein an der kühlen Aufnahme meines Stückes Schuld ſei. Sie ſagten, er ſei ein ſchlechter Schauſpieler; dies ſagten beſonders die Schauſpieler.

Als eine mit Kaſtanien geſpickte Gans auf den Tiſch kam, machte mir die Ameiſe ein Kompliment über meine Gaſtfreundſchaft und flüſterte mir zu, daß er dieſelbe vollkommen zu würdigen wiſſe, während mir die Sphinx in mein anderes Ohr raunte, daß ich auf ihre journaliſtiſche Freundſchaft rechnen dürfe. Meine Freunde beſtellten nun Champagner (verſteht ſich, auf meine Koſten) und Einer von ihnen brachte mir

einen Toaſt, in welchem er ſagte, daß die ſeit Schillers Tod verwittwete deutſche Tragödie an mir wieder einen Mann gefunden und forderte die Verſammlung auf, die Gläſer bis auf den Grund zu leeren. Sie tranken den Champagner wie trockenes Erdreich einen wohlthätigen Gewitterregen; und da mir der Appetit vergangen war, ſo empfahl ich mich in aller Stille und eilte meiner Wohnung zu. Hier fand ich auf dem Tiſche eine runde Schachtel und in derſelben einen Eichenkranz und ein zierlich gefaltetes Briefchen von meiner Geliebten, in welchem ſie mir ſagte, daß ſie ſich glücklich ſchätze, von einem Manne geliebt zu werden, auf den einſt das Vaterland mit Stolz blicken würde. Dieſen Kranz, den ſie mit eigener Hand geflochten, möge ich als den erſten, aber gewiß nicht als den letzten betrachten, den mir Liebe und Hochachtung darbringe und ſo weiter.

Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen ich den Kranz berührte. Das gute Mädchen hatte ihn in der Ueberzeugung meines unfehlbaren Triumphes noch vor der Vorſtellung in meine Wohnung geſchickt, damit er mich gleich

nach der Vorſtellung freudig überraſche. Jetzt lag der Kranz da, wie ein Hohn auf mein Mißgeſchick, und ich kam mir um ſo unwürdiger vor, je mehr ich das Zartgefühl meiner Geliebten bewunderte. Ich hätte mir Ohrfeigen geben können, ſo ärgerlich war ich über mich ſelbſt. Ich zog mich ſchnell aus, warf mich mit einer ganzen Armee geſchlagener Hoffnungen in's Bett, drückte die Augen feſt zu und erwartete den Schlaf. Kaum aber fühlte ich die wohlthätige Bettwärme, als ich vor meinem Fenſter Geräuſch vernehme. Es war das von meinen guten Freunden beſtellte Dutzend Muſikanten. Sie ſpielten die Melodie „Heil dir im Siegeskranz“ und zwar mit einem ſolchen Lärm und Geheul, als ob ein Dutzend betrunkener Gießkannen auf einer Dachtraufe Hochzeit feierten, ſo daß bald die ganze Nachbarſchaft aufwachte. Was ſollte ich thun? Ich mußte auch dieſen Kelch leeren.

Als die Muſik verſtummte, glaubte ich endlich Ruhe zu haben; aber ich hatte mich getäuſcht. Ein fürchterliches Pochen ließ ſich an meiner Hausthüre hören und als ich das Fenſter öffne, ruft mir einer der Muſikanten zu, ich ſollte bezahlen.

„Wartet bis morgen," ſprach ich. „Wir ſollen die Bezahlung gleich in Empfang nehmen", antwortete der Muſikant. Und als ich mich weigerte, fingen ſämmtliche Muſikanten einen ſolchen Lärmen an, daß ich nothgedrungen in der bittern Kälte und halb nackt die Thüre öffnen und ſie einlaſſen mußte. Um ſie gleich los zu werden, drückte ich Jedem einen Gulden in die Hand und glaubte, ſie würden von meiner Großmuth überraſcht ſein. Aber die unverſchämten Menſchen forderten ſo viel, als ob ſie die Harmonie der Sphären vor meinem Fenſter exekutirt hätten. Das empörte mich und als ich mich weigerte, ihrem unbilligen Verlangen zu willfahren, kamen der Poſauniſt und der Fagottiſt auf mich zu und ſchrieen, daß wahre Künſtler nicht mit ſich akkordiren ließen und daß man ſich nicht wegen einer Lumperei in einer kalten Novembernacht auf die Straße ſtelle und „Heil dir im Siegeskranze" blaſe. Was ſollte ich machen? Ich mußte endlich ihr Begehren erfüllen. Aber auch damit waren die Schelme noch nicht zufrieden; ſie behaupteten, es wäre Jedem von ihnen noch ein Glas Punſch verſprochen

worden. Um ſie los zu werden, zahlte ich Jedem von ihnen ein Glas Punſch und war noch froh, daß nicht Jeder eine Flaſche Champagner für ſich begehrte. — Endlich erbarmte ſich ein tiefer Schlaf meiner Qualen.

Du weißt, mein theuerer Leſer, daß Derjenige, der das Unglück hat, von einer Kugel getroffen zu werden, nicht ſogleich, ſondern erſt eine Weile nachher die heftigen Schmerzen empfindet. So ging mir's auch.

Erſt als ich am andern Morgen erwachte, fühlte ich das ganze Unglück meiner Niederlage. Wie gerne wäre ich in meinem einſamen Zimmer, abgeſchloſſen von allen Menſchen geblieben! Allein dringende Geſchäfte nöthigten mich auszugehen. Ich that's mit betrübtem Herzen. An jeder Straßenecke, an jeder Kaſerne, an jeder Penſions-Anſtalt, an jedem Gaſthauſe klebte meine Blamage, nämlich der rieſengroße Zettel, welcher mit dreiſtöckigen maſſiven Lettern mein Stück ankündigte. Ich hätte zwei Jahre von meiner ewigen Seligkeit darum gegeben, wenn ich die Zettel nicht erblickt hätte.

Kaum hatte ich zwei Straßen zurückgelegt,

als ich hinter mir die Worte hörte: „Das iſt er!“ und man kann ſich denken, daß ich meine Schritte beflügelte; aber kaum war ich in der dritten Straße, als der ſogenannte „Unvermeidliche“ mir begegnete. Ein größeres Unglück hätte mir nicht begegnen können. Dieſer „Unvermeidliche“, ein penſionirter Einnehmer, war überall zu finden, wo man ihn nicht ſehen wollte nämlich überall. Er brauchte jährlich ein halbes Dutzend Stiefeln mehr als jeder Briefträger; dabei war er ſo geſchwätzig und ſo unausſtehlich, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, er liefe den ganzen Tag umher in der Abſicht, ſich ſelbſt zu entfliehen.

Als mich der Unvermeidliche ſah, ſagte er: „Ei, mein Beſter, es freut mich ungemein, Sie zu ſehen. Ich konnte leider geſtern nicht in's Theater. Dringende Geſchäfte. Sie wiſſen ja! Nun wie ſind Sie mit der Aufnahme Ihres Stückes zufrieden? Wann wird Ihr Stück wiederholt? Wann — —“

Gewaltſam riß ich mich von ihm los. Kaum war ich aber dieſer Scylla entflohen, als ich gleich in die Charybdis fiel. Es faßte mich näm-

lich ſogleich ein Anderer und fragte mich: „Sehen wir bald wieder ein neues Stück von Ihnen?“

So fiel ich von einem Frager in den Andern und hatte dabei das Leidweſen, zu bemerken, daß Viele ſich nur aus Bosheit nach dem Erfolge meines Stückes erkundigten, um ſich an meiner Verlegenheit zu weiden. Man kann ſich denken, welche Qualen ich erduldete. Bald hörte ich hinter mir: „Das iſt er, der den letzten Hohenſtaufen gemacht.“ Bald hörte ich neben mir: „Ich wollte nur, ich hätte das poetiſche Talent, das dieſer da nicht hat!“ und unzählige andere ſtechende, ſtichelnde, witzelnde, prikkelnde Bemerkungen, die mich zur Verzweiflung brachten. Ich eilte deshalb nach Hauſe und ſchloß die Thüre ab. Abends entſchloß ich mich zu einem ſehr harten Schritte, nämlich zu meiner Geliebten zu gehen. Ich fand ſie in dem kleinen Zimmerchen, dem traulich gemüthlichen Orte unſerer früheren Zuſammenkünfte, traurig und in Thränen gebadet. Als ich ſie um die Urſache ihres Schmerzes fragte, ſagte ſie mir, daß ihre Eltern, ſchon früher unſerer Verbindung abgeneigt, ſich jetzt, nach der unglücklichen Aufführung

meines Konradin, gegen dieſelbe noch heftiger ſträubten. Sie ſagte mir ferner, daß im Nebenzimmer Familienrath gehalten würde. Wirklich konnte ich ganz deutlich die verſchiedenen Stimmen unterſcheiden. Sie waren Alle gegen mich. Der Vater meiner Geliebten ſagte: „Ein Poet iſt an und für ſich ſchon eine ſchlechte Partie für ein anſtändiges Mädchen, und ein ſchlechter Poet iſt gewiß eine noch ſchlechtere.“

„Natürlich!“ ſagte ſein Bruder, ein Spezereikrämer erſter Sorte: „Iſt die Poeſie ein gangbares Geſchäft? Kann man von der Poeſie eine Haushaltung beſtreiten? Kann man durch die Poeſie etwas zurücklegen für knappe Zeiten?“

„Er hat freilich ein unverdorbenes Herz; aber er iſt ein verdorbenes Genie“, ſagte ein anderer Onkel! Geſtern ſchon hat er ſich fürchterlich blamirt; wer ſteht dafür, daß er nach der Hochzeit nicht wieder ein Trauerſpiel macht und ſich noch fürchterlicher blamirt? Bis jetzt hat er erſt ein Stück deutſcher Geſchichte verdorben, wer ſteht dafür, daß ſein poetiſches Talent nicht die ganze Weltgeſchichte kaput macht?“

Ich wollte dieſes Geſpräch nicht mehr an-

hören und fragte meine Geliebte, was ſie beſchloſſen. Meine Geliebte ſagte mir mit thränendem Auge, daß ihre Eltern das heiligſte Verſprechen von ihr verlangt hätten, mir zu entſagen. „Und was haſt du gethan?“ fragte ich beklommen. „Ich habe es ihnen gegeben,“ ſagte meine Geliebte mit thränendem Auge. „Und du wirſt dein Verſprechen halten?“ fragte ich wieder. „Ja!“ antwortete meine Geliebte wieder mit thränendem Auge. „Warum haſt du auch den unglückſeligen Konradin gemacht? Ach ich werde dieſe Trennung nicht überleben; aber es muß ſein!“

Ich eilte von meiner Geliebten und warf mich verzweiflungsvoll in's Bett.

Was ſoll ich viel erzählen? Noch in derſelben Woche brachte das Wochenblättchen eine Menge Annoncen, die mich kränken ſollten. In einer Spalte hieß es:

„Dringende Frage.“

„Wann wird das herrliche Stück „der letzte der Hohenſtaufen“, wieder zur Aufführung kommen und das Publikum begeiſtern?“

„Mehrere Theaterfreunde.“

In einer andern Spalte war mit großen Buchstaben zu lesen:

„Bescheidene Frage.“

„Der geniale Verfasser des Konradin möge die Güte haben, zur Entscheidung einer Wette sagen zu wollen, ob der Konradin ein Trauerspiel, oder ein Lustspiel sei?“

Unmittelbar auf diese bescheidene Frage fand ich folgende

„Anfrage.“

„Wird der gekrönte und hochgefeierte Dichter des Konradin nicht auch bald den Barbarossa verunsterblichen?“

Aber nicht nur das aschgraue Intelligenzblatt, sondern auch die übrigen Lokalblätter sprützten mir ihre schmutzige satyrische Lauge in's Gesicht, ja selbst die „Ameise“ und die „Sphinx“, deren Redakteure auf meine Kosten der Verdauung so viel Beschäftigung gegeben und mir noch außerdem verpflichtet waren, brachten die giftigsten Rezensionen gegen mich. Wie ich später hörte, waren sämmtliche Annoncen und Kritiken von dem Vater meiner Geliebten bezahlt, um dieser

einen entſchiedenen Degout gegen mich einzuflößen.

Meine Geliebte, die mit thränendem Auge verſichert hatte, die Trennung von mir nicht überleben zu können, heirathete zwei Monate ſpäter einen reichen Lederfabrikanten und ſtatt zu ſterben wie ſie behauptet hatte, iſt ſie jetzt eine wohlausſehende Mutter von fünf lebendigen Kindern. Ich aber bin hageſtolz geblieben.

Ich habe weder ein Weib, noch das deutſche Theater-Publikum je wieder beglückt. Die Siege Shakspeare's laſſen mich jetzt, gottlob! ruhig ſchlafen; und wenn die, ſeit Schillers Tod verwittwete deutſche Tragödie noch immer Wittwe iſt, ſo denke ich, daß unſer großes Vaterland außer mir noch Poeten genug hat, die durch die ſchlechteſten Verſuche den beſten Willen zeigen, ein zweiter Schiller zu werden.

Gebet an das Glück.

Mutter des Hochmuths! Schweſter des Zufalls! Blinde Göttin! Vor dir lieg' ich knieend im Staube und flehe um deine Huld! Du, die du die undurchdringliche Dummheit mit deinen hellſten Strahlen erwärmſt und mit deinem Rade die Köpfe der Verſtändigen zermalmſt: Nimm mir ein Pfund von meinem Verſtand und gib mir ein Quentchen deiner Gunſt dafür! Denn wen du fliehest, der rennt ſich an einem Nebel den Kopf ein; wem du aber zugeneigt, der wird durch Aktienſchwindel ein Millionair. Wem du lächelſt, der geht wie Saul, um Eſel zu ſuchen und findet ein Königreich; wem du aber nicht wohl willſt, der ſucht Menſchen und findet — Krämer. Durch deine Gunſt kann der Unverſtand von Renten leben und vier-

ſpännig fahren, während der Edelmuth, dem du den Rücken kehrſt, ſich vor der aufgeblaſenen Gemeinheit beugen muß. Durch deine Ungunſt hat Keppler hungern müſſen und durch deine Gunſt iſt Herr von Rothſchild Beherrſcher der Welt geworden. Und Keppler konnte doch noch viel beſſer rechnen, als Herr von Rothſchild! Darum fleh' ich dich an, blinde Göttin, lächle mir zu, und zürne mir nicht, wenn ich manchmal ſo dumm bin, nicht dumm zu ſein; denn faſt jeder Menſch hat zuweilen einen ſchwachen Augenblick, in welchem ihm ein vernünftiger Gedanke paſſirt und bedenke, daß es nur wenige Menſchen gibt, die ſo glücklich ſind, niemals ſolche ſchwachen Augenblicke zu haben. Alſo erhöre mich; denn du biſt die Göttin, die über den Verſtand geht, und wer dich hat, führt die Braut heim. Amen!

Nachruf

an ein

früh dahingeſchiedenes Schooßhündchen.

Nichts iſt unvergänglich auf dieſer Erde und ein Leben erzeugt ſich aus dem andern, damit der gefräßige Tod nicht Hunger leide. Jolly iſt nicht mehr! die Zierde der Hundheit iſt dahin und mit ihm das einzige, was deſſen Beſitzerin an die Erde feſſelte.

Jolly iſt nicht mehr! Aber nur, was vergänglich an ihm war, iſt vergangen; ſein Geiſt iſt uns geblieben. Er, der ſtets der Gegenſtand der Bewunderung war; er, der während ſeines irdiſchen Wandels die feinen Zirkel mit Konverſationsſtoff verſah; er, der das einzige ſterbliche Weſen war, für welches das Herz ſeiner Herrin

aufrichtig ſchlug: er wird nicht, er kann nicht vergeſſen werden. Sein Leben war eine Reihe ſchön vollbrachter Tugenden; und daß ihr ſeine Tugenden erkennet und würdiget, will ich euch von ſeinem Leben berichten. —

Jolly war von dunkler Abkunft. Das Konverſationslexicon behauptet zwar: Jolly's Vater ſei Pintſcher geweſen, der einſt auf einem einſamen Spaziergange ſein Herz an Diana, einer ſchlanken Windſchönheit in den beſten Jahren verloren habe, als ſie ſich gerade mit dem Knochenfraß beſchäftigte. Die Frucht dieſes zarten Verhältniſſes ſei Jolly geweſen, behauptet das Konverſationslexicon. Aber dies iſt nicht allein eine Hypotheſe, die durch keine beſtimmte Thatſache erhärtet werden kann, ſondern Jolly's Geſtalt, die weder etwas pintſcherartiges an ſich hatte, noch in irgend einer Weiſe in's Windſpielartige ſchillerte, widerſprach dieſer Behauptung gänzlich. Warum überhaupt der Abkunft nachforſchen, die doch etwas Zufälliges iſt? Warum wollen wir nicht die großen Alten nachahmen, deren weltbezwingende Heroen häufig von dunkler Abkunft waren, und deren Ver-

dienſt eben dadurch noch bewundernswürdiger erſcheint?

Jolly war von dunkler Abkunft; aber ſchon in den erſten Tagen ſeiner Jugend zeigte er, was er für die Zukunft, was die Zukunft für ihn ſein werde. Kaum vier Wochen alt, zog er ſich die Neigung einer adeligen Dame zu. Sie kaufte ihn und — jetzt beginnt Jolly's glänzende Karriere. Die Dame gewann unſern Jolly immer lieber, und bald liebte ſie nichts mehr auf Erden, als ſich ſelbſt und dieſen Hund.

Wie jedes große Genie hatte auch Jolly ſchon in früheſter Jugend ſeine Eigenheiten und unter dieſe gehörte, daß er nur Konfekt und Geflügel aß. Auch mußte jedes menſchliche Weſen, das ſich ſeiner Gebieterin nahte, durch einen Tribut in Konfekt ſeine Gunſt erkaufen. Er war gleichſam ein Mignon-Cerberus, der vor dem Eliſium lag. Im Tellerlecken zeigte er ſchon ſehr früh eine Bravour, die nicht künſtlich anerzogen werden kann, ſondern von Natur angeboren ſein muß.

Den Mond und die Bettler bellte er häufig an; doch dies hatte er mit anderen vornehmen

Hunden gemein, die gegen das Hohe, das über ihnen glänzt, einen eben so innern Groll hegen, wie sie eine hochmüthige Verachtung gegen jeden Unglücklichen zu erkennen geben, den das ungerechte Schicksal unter sie gestellt hat. — Jolly's erster Geburtstag wurde durch ein vierfüßiges Gedicht in Jamben gefeiert, welches ein Hofpoet, dessen Muse im Besingen hoher Geburtstage noch fruchtbarer war, als die Königin Victoria, mit Begeisterung verfaßte.

Jolly entwickelte sich körperlich und geistig immer mehr und war sich bald seiner Stellung vollkommen bewußt. Wenn er auf der Straße seiner Gebieterin folgte, blickte er mit tiefer Verachtung auf alle großen und kleinen Hunde, auf jene Proletarier, die vom Geschick verdammt sind, ihre Nahrung unter freiem Himmel zu erschnappen, auf jene vierfüßigen Pflastertreter, die wie Diogenes Menschen suchen, aber keine Knochen finden, die ohne Halsband umherirren und denen zur Zeit der Hundstage die verderbliche Schlinge verrätherisch gelegt wird. So leicht auch die Hunde öffentlich des vertrautesten Umgangs pflegen, Jolly that es nicht; ja, er knüpfte

nicht einmal ein oberflächliches Gebell mit ihnen an. Wer zählt die klaſſiſchen und romantiſchen Namen derer, die um ſeine Gunſt buhlten? Hektor und Achill wollten Freundſchaft mit ihm ſchließen; die ſtolze Juno hegte eine verborgene Neigung zu ihm; der ſchmachtende Adonis verzehrte ſich in innerm ſtillen Liebesgram; Ali, der fürchterliche Wütherich, war ſichtbar verlegen, wenn er Jolly ſah; Zampa, der grimme Räuber, der auf unſchuldige Katzen im Verborgenen lauerte, haſchte ſehnſüchtig nach einem freundlichen Blicke des unwiderſtehlichen Jolly. Vergebens! Er war ſich ſeines Standes bewußt und ließ ſich, als adeliges Hündchen, mit plebejiſchen Hunden durchaus nicht ein. Es iſt wahr, Jolly's Selbſtbewußtſein grenzte oft an Eitelkeit; allein kann man ihm dieſe Schwäche ſo ſehr zur Laſt legen, wenn man bedenkt, wie ſchnell er ſich die Gunſt Aller zu erobern wußte? Werden doch Menſchen, wenn ihnen Hunde oft ſchmeicheln, hochmüthig; warum ſollte ein Hund nicht eitel werden, wenn Menſchen ſich um deſſen Gunſt ſo emſig bewerben?

Jolly's geſcheckte Außenſeite, auf die ich noch

ſpäter zurückkommen werde, wurde von den zarteſten Frauenhänden geſtreichelt, ein Glück, um welches die älteſten Sekonde-Lieutenants den jungen Jolly beneideten. Einer von ihnen ſoll ſogar in einem merkwürdigen Moment geſagt haben: „Wenn ich nicht Sekonde-Lieutenant wäre, möchte ich dieſes Hündchen ſein.“ Ja, die ſchönſten Lilienfinger wühlten in dem zottigen Haare Jolly's; und mancher Roſenmund küßte ihm die Schnauze, weil er kein großer Menſch, ſondern weil er ein kleines Hündchen war. O große Männer, werdet kleine Hunde, damit euch Frauengunſt lächle! —

Kaum hatte Jolly den zweiten Geburtstag erlebt, welcher durch ein Thé dansant und eine Cantate gefeiert wurde, als eine ſichtbare Veränderung mit ihm vorging. Er ließ die Suppe ſtehen und den Kopf hängen; er trank keine Milch und wälzte ſich unmuthig auf dem Sopha. Der Arzt verordnete ihm Schwefelwaſſer. Die Gebieterin ging mit ihm nach Schwalbach; aber es half nichts. Jolly's Krankheit wurde noch bedenklicher. Es war eine Gemüthskrankheit. Jolly liebte.

An einem schönen Mai-Morgen, als seine Gebieterin mit ihm des Lenzes Lüfte einathmete, fiel Jolly's Auge auf die reizende Arabella, eine blaugetiegerte Schönheit in der Blüthe des Alters. Von diesem Augenblick an gehörte sein Herz nicht mehr ihm. Aber Jolly liebte unglücklich. Arabella hatte ihre Pfote schon einem andern geschenkt, und zwar dem kühnen Sultan. Als nun einst der arme Jolly sich der einsam wandelnden Arabella näherte und sie liebevoll anbellte, kam der eifersüchtige Sultan herbeigerennt. Ein Duell entstand. Zwei Metzgerhunde waren die Sekundanten. Der Sultan biß unserm Jolly ein Hinterbein entzwei und verließ mit Arabella siegesstolz den Kampfplatz.

Vier Wochen lang mußte der unglückselige Jolly, das Opfer eines grausamen Vorurtheils, das Lager hüten. Während dieser Zeit wurden Bülletins unter die Freunde seiner Besitzerin vertheilt. Sie lauteten manchmal höchst beunruhigend. Z. B.: „Die gestrige Nacht verbrachte der Patient höchst unruhig. Aengstliche Träume und fieberhafte Aufregung wechselten ab. Gegen

Morgen phantaſirte der Patient. Jolly's Zuſtand erregt Bedenken.“ Oder: „Die heutige Nacht verlief ſich ohne merkliche Veränderung. Der Patient huſtete mehrere male, zeigt noch immer keinen Appetit und bellt ſehr beklommen. Der Puls höchſt unregelmäßig.“

Endlich ſiegte Jolly's Hundenatur. Er genas. Aber die Frucht ſeiner unglücklichen Liebe war ein lahmes Hinterpfötchen. Dieſer Mangel an ſeiner liebenswürdigen Vierfüßigkeit gab ihm indeſſen ein gewiſſes Etwas, das durchaus nicht unintereſſant war. Man weiß, daß große Poeten, wie Lord Byron und Walter Scott, und ein großer Diplomat, wie Talleyrand, durch einen ſtarken Kopf den Mangel am Fuße erſetzten und daß der Teufel ſelbſt bedeutend hinkt. Man fand nun in Jolly's hinkendem Zuſtande eine aus Poeſie, Diplomatie und Teufelei gemiſchte Liebenswürdigkeit.

Zwei Jahre vergingen nun ſtill und ruhig wie die deutſche Politik vor den Märzerrungenſchaften. Während dieſer Zeit widmete Jolly ſich den Künſten. Er lernte aufwarten, apportiren, über den Stock ſpringen und den Kammerherrn

ſpielen. Seine Virtuoſität in dieſen Dingen war ſo groß, daß ein Hundetheater-Direktor ihn als erſten Liebhaber mit zweihundert Knochen jährlicher Gage, zwei Monat Urlaubsreiſe und einem mit ſechs Kotelets garantirten Beneſiz engagiren wollte.

Aber wer auf Erden kann ſich rühmen, die Gunſt und die Zuneigung Aller zu beſitzen? Welche Tugend hat nicht ihre Gegner? Welcher Tugendhafte hat nicht ſeine Feinde? Marcus Porcius Cato mußte mit Pompejus, Metellus und Caeſar kämpfen. Epaminondas, Timoleon, Hannibal, Ulrich v. Hutten, Jean Jaques Rouſſeau, Peſtalozzi, Spinoza und wie all die Helden im Krieg und in den Wiſſenſchaften, im klaſſiſchen Alterthum, in dem unklaſſiſchen Mittelalter und in der proſaiſchen Gegenwart heißen: ſie hatten alle ihre Feinde, mit denen ſie auf Tod und Leben kämpfen mußten. Auch unſerm Jolly erſtand ein Feind, ein geheimer, erbitterter Feind in einem alten Hageſtolzen, einem Menſchen, der wie der General Tilly, nie ein Weib berührt hatte, der keine Rückſicht für das weibliche Geſchlecht

kannte und ſchon längſt den Untergang Jolly's beſchloß, den er haßte, weil ihn ſo viele liebten. Er lockte ihn in ſein Haus, und gab ihm Gift. Jolly ahnte nichts von dem ſchnöden Verrath, ging zu ſeiner Gebieterin zurück, kollerte krampfhaft auf den Boden und als der Arzt kam, war er todt, Jolly nämlich. So endete der Unvergeßliche in der Blüthe ſeines Alters, ohne ſonſt etwas zurückzulaſſen, als den Stoff für dieſen gut gemeinten, aber ſchlecht gelungenen Nachruf.

Jolly's Geſtalt war höchſt anmuthig. Sein Vordertheil grenzte ans Hühnerhündiſche, während ſein Hintertheil aus Wachtelartige grenzte. Er war ungewöhnlich ſchön gezeichnet, hatte außerordentlich lange Behänge und in ſeinem Auge lag jene Miſchung von Unerſchrockenheit und Sanftmuth, welche die Weltgeſchichte vielen ihrer größten Heroen nachrühmt. Die Fahne trug er hoch, was ihm etwas ſtolz-erhabenes, männlich-trotzendes, muthig-herausforderndes verlieh. Jolly ſtand oft in dem Wahn, zu lieben; aber nur einmal hat er aufrichtig und auch deßhalb unglücklich geliebt. In ihm verlor ſeine Gebieterin alles, was ihr am theuerſten auf Erden

war; aber die Hundheit verlor in ihm ihre größte Zierde. Jeder Zoll an ihm war ein Hündchen. Er ſtarb, ohne ſeinen Stamm vermehrt zu haben.

Seine Gebieterin hat ihm ein herrliches Denkmal von pentelischem Marmor ſetzen, und ſich dafür von einem Göttinger Profeſſor folgende Inſchrift fertigen laſſen:

Hic jacet canis sepultus.

Zu deutſch:

Hier liegt der Hund begraben.

Giovanni Bombino Bombardemento

der

tugendhafte Banditenhauptmann,

oder:

die Stimme der Wehmuth in den Gemächern des Jammers.

Erſtes Kapitel.

Entſetzlich heulte die Windsbraut durch die kahlen Wipfel des Waldes; die ſchwarzen Wolken verhüllten das Angeſicht der Mitternacht und ſchaurig ergoß ſich der feuchte Regen in naſſen Strömen. In ſeinen weiten Mantel gehüllt, lag Giovanni Bombino Bombardemenko vor der Oeffnung der Räuberhöhle und achtete nicht des Regens, der ſich in Strömen über ihn ergoß. Einige Stunden mochte er ſo gelegen ſein, als er plötzlich aufſprang und, ſich nachdenkend die Hände reibend, heftig rief: „Wo bleibt Alonzo?“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er deutliche Fußtritte hinter ſeinem Rücken bemerkte und nach einigen Augenblicken ſtand Alonzo vor ihm mit den Worten: „Hier bin ich, Hauptmann.“

„Wann kommt der Wagen, Alonzo?“ fragte der Hauptmann mit düſterer Stimme.

„Wann der Morgen graut, Hauptmann,“ erwiederte der treuherzige Alonzo.

„Wie viel ſind ihrer, Alonzo?“ fragte wiederum der Hauptmann. „Außer ihm und ihr, kommen noch ihr Vater und ſein Oheim, zwei Grafen, zwei Kutſcher, drei Hunde und fünf Domeſtiken, Summa dreizehn, Hauptmann.“

„Unglücklicher Zufall!“ knirſchte Bombardemento. „Ich kann mich doch auf dich verlaſſen?“ fragte er bedeutungsvoll. Mit einer Thräne beleidigten Stolzes im Auge, antwortete der biedere Alonzo: „Hauptmann, du zweifelſt an meiner Treue?“

„Nein,“ erwiederte Bombino Bombardemento, indem er den treuherzigen Alonzo umarmte, „nein, ich zweifle nicht an dir, du gutmüthiger Menſch und Freund. Du ſollſt mir morgen das große Werk vollbringen helfen! Drum gehe in

die Höhle und ſetze meine Leute in Kenntniß. Eine Stunde bevor der erſte Hahn kräht, ſollen ſie ſämmtlich im Walde zerſtreut ſein. Beppo und Leonardo lauern hinter der Kapelle; Mantucci und Francesco legen ſich in den öſtlichen Graben und geben das Signal; Philippo tödtet den erſten Kutſcher und Rasogroſſo den zweiten; du aber, mein theuerer Alonzo, bleibſt an meiner Seite!"

„Es ſei, wie du befohlen, Hauptmann," antwortete der biedere Alonzo. „Doch laß mich erſt niederknieen und im inbrünſtigen Gebete den Himmel um das Gelingen des wichtigen Vorhabens anflehen."

„Thue das, frommer Alonzo," erwiederte Giovanni Bombino Bombardemento, und während der fromme Alonzo betete, blickte der edle Hauptmann bedeutungsvoll zum Himmel.

Zweites Kapitel.

Der Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento war ein gebildeter Menſch. Er hatte ſich früher durch Hülfe eines Kloſterbru-

ders, der ihn wie ein Vater behandelte, den Wissenschaften gewidmet. Vieles wußte er; doch wer seine Eltern waren, das wußte er nicht. Nur der Klosterbruder wußte es, welcher aber, nach dem er mehrere Monate an einem langwierigen Schlagflusse gelitten und des Bewußtseins der Sprache beraubt war, das Geheimniß in das Jenseits mit hinüber nahm. Als Giovanni eines Abends, den Verlust des Klosterbruders betrauernd, sich im Freien erging, kam er in die Nähe einer Villa und zu den Tönen der Laute hörte er von einer süßen Engelsstimme folgendes Lied:

Ach, was klagst du, arme Brust?
Ach, was klagst du, armes Herz?
Hoffe daß einst süße Lust
Taucht herauf aus bitt'rem Schmerz!

Wenn schon diese Worte sein Herz entzückten, so war er ganz außer sich, als er die Sängerin selbst auf dem Balkone erblickte, um deren Schönheit sie von den Engeln selbst beneidet werden konnte. Ihr Marmorbusen, ihr Schwanenarm und ihr Alabasternacken verblendeten seine Blicke; als er ihr aber in's Antlitz sah,

auf welchem Roſen und Lilien blühten, und ſein Auge dem ihrigen begegnete, da vermochte er nur folgende zwei Worte zu ſtammeln: „Biſt du wirklich eine Jungfrau, oder nur ein Engel, der von des Himmels Sphären herabgeſchwebt, mich zu verblenden? „Ich bin", erwiederte das holde Weſen, mit einem Ausdruck, den kein Pinſel zu ſchildern vermag. „ich bin die Tochter des Grafen Lodovico Botta; Roſaura iſt mein Name, in einem Kloſter bin ich erzogen, ich gehe ins. ſiebzehnte Jahr und werde von meinem Vater auf's ſtrengſte bewacht. Dieſes iſt Alles, was ich dir, du ſchöner, liebenswürdiger Mann, zu ſagen weiß." —

Auf die Kniee ſtürzen, Thränen des Entzückens vergießen, die Gefühle ewiger Liebe betheuern und die ganze Welt außer Roſaura vergeſſen, war bei Giovanni kaum das Werk einer Stunde. Gerne wollte er, als er ſich wieder vom Boden erhob, einen heißen Kuß auf die Roſenlippen der Angebeteten drücken; aber das Haus war verſchloſſen und der Balkon ſehr hoch. Das engelgleiche Mädchen verſtand den holden Jüngling, bat einige Augenblicke ſich zu

geduldet, verließ mit einem bedeutungsvollen Lächeln den Balkon und kehrte gleich mit drei langen Handtüchern zurück, welche sie sehr geschickt an einander knüpfte. Nach einer Minute kletterte Giovanni vermittelst der Handtücher auf den Balkon, umarmte die unschuldige Rosaura und bedeckte sie mit heißen Küssen. Während sich aber das holde Paar gegenseitig in den Armen lag und mit Küssen bedeckte, hüllte sich Luna in einen dichten Wolkenschleier und tiefe Finsterniß bedeckte die nächtliche Dunkelheit. —

Drittes Kapitel.

Der Bund ewiger Liebe war geschlossen; aber im Hintergrunde herrschte das verderbliche Vorurtheil. Der stolze Graf, dem die bleichen Wangen und die plötzlichen blauen Ränder um die Augen seiner Tochter auffallen mußten, fragte diese, was ihr fehle. Das kluge Mädchen verschwieg dem Vater das süße Geheimniß. Wer beschreibt aber seinen Zorn, als er Rosaura einst auf dem Balkon in den Armen Giovanni's fand?!

„Was willſt du hier, junger Menſch?“ fragte der ſeiner nicht mehr mächtige Graf.

„Ich liebe deine Tochter“, erwiederte der wahrheitsliebende Jüngling.

„Biſt du von Adel?“ fragte der Graf mit einem forſchenden Blicke.

„Nein!“ antwortete Giovanni muthig.

„Wie, du bürgerliche Canaille kannſt es wagen, deine Augen zu meiner Tochter zu erheben?“ Und mit dieſen Worten ließ er den edlen Jüngling von einigen Domeſtiken aus dem Hauſe jagen. Als Giovanni ſich im Freien befand, blickte er, knirſchend über den Schimpf, in die dunkeln Wolken. Was blieb ihm jetzt noch übrig, als Räuberhauptmann zu werden? —

Viertes Kapitel.

Giovanni wurde Räuberhauptmann. Seine unglückliche Liebe hatte ihn jeden Unterſchied zwiſchen Mein und Dein vergeſſen laſſen. Er lauerte mit ſeinem Freund Alonzo, der ſchon früher korreſpondirendes Mitglied vieler Räubergeſellſchaften war, den Reiſenden auf, ſchnitt

Koffer und Nachtſäcke ab und durchbohrte Jeden, der hartnäckig und frech ſein ſchnödes Eigenthum vertheidigen wollte. Aber Giovanni's edles Herz blieb ſich in dieſem neuen ſelbſt-gewählten Beruf immer gleich. Er nahm blos die Hälfte der errungenen Beute für ſich und vertheilte das übrige unter die Geſellſchaft, unterſtützte Arme und Nothleidende und verwendete vieles Geld auf milde Stiftungen. Der Ruf von ſeinem moraliſchen Charakter und ſeiner großartigen Denkungsart verbreitete ſich bald in der ganzen Gegend; da aber ſeine Beſcheidenheit ihn zwang, zurückgezogen und in der Verborgenheit zu leben, ſo ſchickte die zudringliche Gerechtigkeit vergebens ihre anmaßenden Diener, um ihn aufzuſuchen. Eines Tages hörte Giovanni, der ſich als Räuberhauptmann den fürchterlichen Namen Bombino Bombardemento beigelegt, daß binnen acht und vierzig Stunde ſeine geliebte Roſaura die Gattin eines jungen Grafen aus einem alten Geſchlechte werden würde. Er erfuhr ferner durch ſeinen frommen Freund Alonzo, welchen Weg das Brautpaar und deren Verwandten einſchlagen würden, um zur Kapelle zu gelangen.

Wer kann es ihm also verargen, wenn er sich vornahm, alle Verwandten sammt dem Bräutigam zu ermorden, um so in den rechtmäßigen Besitz Rosaura's zu kommen?

Fünftes Kapitel.

Kaum begann Aurora die östlichen Wolken mit dem Purpur ihrer Morgenröthe zu vergolden; kaum fing der sanfte Morgenstern an zu erbleichen, als der fromme Alonzo, nach dem er sein Morgengebet vollendet, feierlich sprach: „Hauptmann, wir kriegen heute gutes Wetter!“ —

„Wir kriegen heute gutes Wetter, Alonzo,“ erwiderte der Hauptmann bedeutungsvoll. Der fromme Alonzo wollte eben wieder eine Frage stellen, als sich das dumpfe Gerassel mehrerer Wagen vernehmen ließ. „Sie sind's!“ rief Alonzo.

„Sie sind's am längsten gewesen!“ bemerkte Bombardemento mit ruhiger Kälte. Kaum aber waren diese Worte gesprochen, als zwei Schüsse fielen und mit ihnen die beiden Kutscher. Philippo und Nasogrosso hatten gut getroffen. Alonzo

und der Hauptmann ſprangen nun aus dem Gebüſche. Während jener die Verwandten tödete, hatte dieſer den Bräutigam ermordet. Die Reihe war nun an dem Grafen. Mit aller Kraft der Verzweiflung wehrte man ſich gegen die Räuber. Vergebens! Nach fünf Minuten war alles von der gräflichen Familie todt, bis auf Roſaura, welche ſehr ohnmächtig auf dem Boden lag.

„Unſer Werk iſt vollbracht!“ ſagte der Hauptmann zu ſeinen Leuten, die, ihrer Pflicht gemäß, den Wagen plünderten. „Wo iſt mein Alonzo?“

„Hier!“ krächzte eine röchelnde Stimme. Wer beſchreibt aber den Schrecken des Hauptmanns, als er ſeinen treuen Freund, von einer Kugel tödtlich getroffen, in ſeinem eigenen Blute auf der Erde ſah?

„O mein frommer Alonzo,“ ſeufzte der Hauptmann, indem er ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte, „muß ich dich ſo ſehen?“

„Tröſte dich edler Menſch,“ erwiederte der fromme Alonzo. „Ich muß ſterben, aber ſterbend kann ich ſagen, daß ich gelebt habe. Mein Lebenslauf iſt vollbracht!“

„Haſt du keinen Wunſch?“ fragte der edle Hauptmann.

„Mein Sohn ſoll mein Geſchäft fortſetzen!“ erwiderte der fromme Alonzo, blickte mit gebrochenem Auge in die Wolken und war nicht mehr. —

Sechſtes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr nach jener traurigen Kataſtrophe war verfloſſen, als der edle Räuberhauptmann Bombino Bombardemento an der Seite ſeiner Roſaura auf einem bemooſten Felſen ſaß und, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, mit ſanfter Stimme ſprach: „Warum ſo niedergeſchlagen, meine Roſaura? Haſt du nicht Urſache glücklich zu ſein?“ „Wie ſollte ich nicht glücklich ſein, da ich dich beſitze,“ liſpelte das holde Weſen. „Aber“ — —

„Sprich mein Kind,“ bat der edle Hauptmann.

„Ich habe eine zu ſchwache Conſtitution; ich kann das Räuberleben nicht vertragen,“ flötete Roſaura. „Iſt es nicht möglich, daß du dies Geſchäft aufgiebſt?“

„Es wäre zu gemein, zu krämerhaft,“ er-

widerte der Hauptmann, wenn ich dir ſagte, daß ſich mein Geſchäft zu gut rentirt. Allein du weißt, ich habe geſchworen, der Geſellſchaft ſtets treu zu bleiben und ein ehrlicher Mann darf ſeinen Eid nicht brechen.“ „O, mein Giovanni,“ antwortete die gute Roſaura, „du biſt ein Biedermann; aber mit dieſer edeln Geſinnung wirſt du nicht fortkommen in dieſer tückiſchen Welt. Gieb dein Geſchäft auf! Du kanſt ja auch ohne Räuber zu ſein viel Gutes wirken!“ Giovanni begann nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens: „Du haſt Recht!“ Ich habe mir ein nicht unbedeutendes Kapital erſpart. Wir wollen nach Frankreich gehen!“

Der edle Giovanni merkte nicht, daß er von dem giftigen, neidiſchen Calandrino belauſcht wurde, der ſich gern ſchon längſt zum Hauptmann aufgeworfen hätte, wenn die Räuber es nicht verſchmäht hätten, unter dem Oberbefehl eines Menſchen zu ſtehen, der von Moral und Menſchenwürde nicht den geringſten Begriff hatte. Calandrino, der gehört hatte, daß die Regierung einen Preis von 1000 Scudi auf das Haupt des Hauptmanns geſetzt und dem Verräther Ver-

zeihung zugesichert, hatte einen Entschluß gefaßt, unserm edlen Giovanni so verderblich werden sollte.

Siebentes Kapitel.

Kaum hatte sich des Mondes Sichel zweimal erneuert, als eines Morgens sich in der Nähe der Räuberhöhle dumpfes Hufgetrappel vernehmen ließ. Der kluge Giovanni dachte gleich, daß dieses Roßgetrappel von Pferden herrühren müsse und sprang vom Lager auf. Als er aus der Oeffnung der Höhle blickte, bemerkte er, daß diese von schnöden Sbirren umringt sei, mit denen er schon seit langer Zeit in unfreundlichem Verhältniß stand. Er forderte seine Leute auf, zu thun, was braven Männern in solchen Fällen zu thun geziemt. Nach einigen Minuten war der heftigste Kampf ausgebrochen. Auf einer Seite die schnöden Söldner auf der andern die edeln Räuber. Leider aber wurden diese vom wankelmüthigen Glücke verlassen und fielen zum großen Theil von den Kugeln und Schwertern der Soldaten. Mehrere aber von Bombardemento's Leu-

ten, die keinen Muth mehr hatten, ihren Muth aufrecht zu erhalten, ergaben sich auf Tod und Ungnade. Der edle Bombino wollte sich in diesem Augenblicke eine Kugel durch den Kopf jagen, als sein besseres Ich den Sieg über ihn davon trug. Er sah ein, daß Selbstmord sündlich und heidnisch sei. „Hier ist mein Schwert!“ sagte er daher zu den Sbirren. Ich bin euer Gefangener.“

„Und ich nicht minder euere Gefangene,“ flüsterte die holde Rosaura, „hier ist mein Schwert.“ Die Sbirren waren überrascht von der Schönheit Rosaura's, die an der Seite ihres Geliebten gefochten hatte.

„Seid Ihr nicht eine Botta?“ fragten die Sbirren, sich demüthig verneigend.

„Ja!“ seufzte Rosaura mit edlem Anstande.

„So nehmt, edle Gräfin, unsern Schutz an. Ihr seid von edler Familie. Ueber Euch haben wir keine Gewalt.“

„Eure Worte beleidigen mich,“ entgegnete die edle Rosaura. „Mein Schicksal bildet mit Bombardemento's Schicksal nur ein einziges Schick-

ſal. Was die Gerechtigkeit über ihn verhängt, gilt auch mir. Hand in Hand mit ihm tret' ich auf's Schaffot und ſehe trotzig dem Henker in die Augen.“

Während Bombardemento dieſe Worte hörte, fiel er der Geliebten in die Arme. Als beide in ſtummer Umarmung ſo da ſtanden, fühlten die Sbirren ein tiefes Mitgefühl in ſich rege werden und vergoſſen ſämmtlich Thränen des heißeſten Mitgefühls.

Achtes Kapitel.

Zehn Jahre lang hatte der edle Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento in den furchtbaren Gemächern des Jammers zugebracht. Sein ergrautes Haar hing ihm wild über die Stirne, und bis an die Kniee wallte ſein länglicher Bart. Seine Nägel waren Adlersklauen geworden. Er trank nichts als Waſſer, bediente ſich keines Schnupftuches und war in ſeinen Mußeſtunden beſchäftigt, deutſche Räubergeſchichten ins Italieniſche zu überſetzen.

Als er eines Abends gedankenvoll auf dem harten Stroh lag, ſchlug es plötzlich Mitternacht und endlich ſtieg der Geiſt des getödteten Grafen aus dem Boden, ging langſam auf den Räuber zu, betrachtete ihn lange mit ſtarren Augen, faßte ihn bei der Hand, begann mit gräßlicher, Stimme: „Bombardemento!“ und — war verſchwunden. Kaum kam vor Schrecken der kalte Schweiß auf die Stirne Bombardementos, als ſich der Boden wieder öffnete, und der Geiſt Roſaura's, die ſchon ſeit mehreren Jahren aus Gram geſtorben war, plötzlich emporſtieg. „Sei ſtandhaft, Bombardemente,“ rief ſie und — war verſchwunden. Zehn Jahre lang hatte, wie bereits erwähnt, der edle Räuberhauptmann Giovanni Bombino Bombardemento in den furchtbaren Gemächern des Jammers gelegen. Während dieſer Zeit lag er wöchentlich zweimal auf der Folter; aber er ertrug es mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der ſeiner Geſinnung alles zum Opfer bringt. Er ertrug die langen kalten Winternächte und die langen heißen Sommertage ohne zu murren. Da hörte er

plötzlich, daß ihn Heinrich Laube dramatiſch bearbeite. Dieſen harten Stoß konnte Bombardemento nicht ertragen und gab vor Schrecken über dieſe fürchterliche Nachricht ſogleich den Geiſt auf.

Ende

der Räubergeſchichte, welche um Entſchuldigung bittet, daß ſie ein ſo ſchlechtes

Ende

genommen hat.

Zwei Reiſebriefe.

Erſter Brief.

Mittelalterliche Dunkelheit deckte die Erde, als uns der Eilwagen zum Allerheiligenthore hinausfuhr, und die zwei flackernden Laternen, die wie ein paar arme Seelen die ewige Ruhe nicht finden konnten, dienten nur dazu, daß wir die Finſterniß recht deutlich ſahen. Mir ward ein Rückſitz zu Theil und ich brauchte alſo, während ich der Zukunft entgegen ging, die dunkle Vergangenheit nicht aus den Augen zu verlieren. Kaum waren wir eine Stunde gefahren, als mir die Hälfte meines ſterblichen Theiles abhanden kam. Meine Beine nämlich, die ſich unter dem Sitzkaſten verirrt, hatten dort mit gleichgeſinnten Mitſtrebenden ſehr intime Allian-

zen geſchloſſen und die Verbindung mit mir gänzlich aufgegeben. Mir zur Rechten ſaß ein junger ſchlanker Menſch, der ſchon tauſend Prinzeſſinen die durchlauchtigſten Köpfe verdreht und ſich ſelbſt aus Liebeswuth einige hundertmale theils durch Vergiftung, theils durch Erdolchung das ſündige Leben genommen hatte. Er war ſeiner Profeſſion erſter Liebhaber und ging einem neuen Engagement an einem kleinen norddeutſchen Hoftheater entgegen. Mein Nachbar zur Linken war ein Viehhändler aus der Gegend von Erfurt. Der Mann hatte wenigſtens einen Zentner Uebergewicht an ſeinem eigenen Körper und es dauerte ſehr lange, bis ich mich überzeugen konnte, daß das, was er unter dem Rocke trug, wirklich ſein ſterblicher Bauch war, und nicht etwa ein in den Wagen geſchmuggelter Nachtſack. Er machte ſich's gleich bequem und legte ſich wie ein Alp auf mich, während der Mime durch ſein ewiges Hin- und Herrücken meine Rechte verletzte. Ich mußte leider auf zwei Schultern tragen. So befand ich mich zwiſchen der dicken Natur und der magern Kunſt, und kaum daß mich der Viehhändler auf den Mimen drückte,

ſchob mich dieſer wieder jenem zu. Bald indeſſen lag der Erfurter ſo feſt in Morpheus Armen und auf meiner Schulter, daß keine Gewalt der Erde ihn mehr zu erwecken vermochte. Man konnte ihn in der ganzen Umgegend ſchlafen hören. Wahrlich, ſo tief kann nur die ewige Unſchuld ſchnarchen!

Der erſte Liebhaber wurde immer unruhiger. Er ſchickte Arme und Beine mit geheimen Aufträgen in's Ausland, und als die Nacht entfloh und die roſenfingerige Eos die kurheſſiſche Stadt Fulda küßte, errieth mein politiſcher Scharfſinn den Inhalt dieſer Aufträge. Der erſte Liebhaber hatte nämlich unter dem Deckmantel der Nacht mit ſeinem Vis-à-vis, einer Gouvernante, ein zartes Verhältniß angeknüpft. Sie hatten ſich unter dem Sitzkaſten die Füße zum ewigen Bunde gereicht und nur mein rechtes Bein zum ſtummen Zeugen ihrer höchſt unruhigen Liebe gemacht. Es ſchien, daß der kühne Eroberer während der Dunkelheit mehrere Stürme gewagt und einige Mal, vielleicht zum Schein, zurückgeworfen worden; auf jeden Fall bot die Feſtung ſehr bedeutende Blößen. Als zum Frühſtück ge-

blaſen wurde, ſuchte ich meine Gebeine zuſammen, weckte meinen linken Fuß, der feſt eingeſchlafen war, aus den ſchmerzhafteſten Träumen, kröch wie eine Maus unter dem ſchnarchenden Berge hervor, den der Viehhändler über mir bildete, ſah mich nochmals um, ob ich nicht vielleicht eine meiner Rippen im Wagen vergeſſen hatte, und ſchlürfte eine Taſſe hellblonden Kaffee, um die müden Lebensgeiſter wieder in Thätigkeit zu ſetzen.

Als ich wieder in die Turn- und Taxiſche Folterkammer trat, bedauerte ich ſehr, daß die Inquiſition noch nichts von dergleichen Wagen wußte, ſie hätte gewiß den meiſten Ketzern ein wünſchenswertheres Geſtändniß abgezwungen, wenn ſie dieſelben zu Dutzenden in ſolchen Wagen hätte fahren laſſen, weil auf dieſe Weiſe der Gefolterte der Folterer des Andern geworden wäre und die Sünder ſich gegenſeitig ab- und aufgerieben hätten. Wie beneidete ich meinen juchtenledernen Koffer, der in der Effektenkammer zwiſchen harmloſen Hutſchachteln und weichmüthigen Nachtſäcken ungeſtört der Ruhe pflegen und von ſeiner ruſſiſchen Heimath träumen konnte,

während ſein Herr ſchonungslos zerſtückelt wurde. Während dieſer neidiſche Gedanke in mir aufkam, hatte ſich der Himmel mit Wolken überzogen. Der Viehhändler hatte nämlich ſeine Pfeife und der Liebhaber ſeine Zigarre angeſteckt, ſo daß ich bald zwiſchen zwei Lokomotiven ſaß. Und wahrlich, dieſe Wolken kamen nicht von der Havanna; es waren ächte deutſche Wolken, die uns den Schnupfen höchſt wünſchenswerth machen.

Alexander's des Großen Vater hat geſagt, keine Feſtung ſei ſo hoch, daß ſie nicht ein mit Gold beladener Eſel überſteigen könnte; um aber ein Weib zu erobern, braucht man nicht immer Gold, es genügt oft ſchon, ein bloßer Eſel zu ſein. Wenn Jupiter auf Eroberungen ausging, hat er meiſtens ſeine Göttlichkeit als Liebeshinderniß betrachtet, und um bei der Europa zu ſiegen, fand er es nöthig, ſich erſt in einen Stier zu verwandeln. Dem Geiſt wird der Sieg immer erſchwert, obgleich es ſo ehrenvoll iſt, von ihm beſiegt zu werden, während man ſich der unwiderſtehlichen Dummheit auf Gnade und Ungnade ergiebt. Des Geiſtes ſchlanke Lanzen zerſplittern an der groben Haut der Wirklichkeit;

den groben Klotz aber, den die Dummheit wirft, muß der Allertapferſte fliehen, wenn er nicht zermalmt werden will. —

Der Mime hatte ſchnell geſiegt. Die Gouvernante blickte durch das dunkle Gewölke auf den Sieger, mit einem Ausdruck, der deutlich ſagte: Ich habe dich verſtanden. Und wahrlich ſie hatte ihn verſtanden! Er hatte aber auch ſie verſtanden und ich hatte beide verſtanden. Es ſchien, daß die Gouvernante zu jenen Frauen gehörte, die das Herz nicht auf ewig verſchenken, ſondern nur vermiethen und wer weiß, wie viele Leute in dieſe etwas geräumige Wohnung ſchon eingezogen ſein mochten! Indeſſen machte ſie kein Geſchäft aus der Liebe; ſie trieb die Liebe mehr als Liebhaberei. Um kein Turn- und Tariſches Paſſagierohr zum Zeugen ihrer Liebesbetheuerungen zu machen, ſprachen ſie wieder mit den Füßen. Dieſe unterirdiſchen Geſpräche wurden immer deutlicher. Aus Verſehen verwechſelten Beide ſehr häufig meine neutralgeſinnten Füße mit den ihrigen. So vertraute ſie meinem linken Fuße einige zarte Herzensgeheimniſſe, und der Mime ſtellte einigemal an meinen rechten

ſolche Fragen, die ihn in Verlegenheit ſetzten; ja, einmal wurde der Mime ſo zudringlich, daß mein unſchuldiger Fuß ganz ſchamroth wurde. —

So ſaß ich denn, theils in Wolken gehüllt, theils in einen heftigen Roman verwickelt; und was ſonſt noch von meinem vergänglichen Leib übrig blieb, wurde gedrückt, gequetſcht, geſtoßen und gerüttelt. Ich bekam Mitleid mit mir ſelbſt und zollte meinen ſtummen Leiden das aufrichtigſte Mitgefühl. Der Viehhändler warf durch das finſtere Gewölk einen tiefen Blick in die Falten meines Herzens, und knüpfte aus Mitleid mit meinen gedrückten Verhältniſſen ein Geſpräch mit mir an. Der ſtete Umgang mit jenen unſchuldigen Kindern der Natur, die für das Wohl der Menſchheit zur Schlachtbank geführt werden, hatte ſeinem Herzen jenes naive Weſen gelaſſen, welches zwar bis zur unverhüllten Grobheit ſich verdichten, nie aber zur Perfidie ſich verfeinern kann. Er frug mich mit vieler Aengſtlichkeit nach dem Befinden der Kartoffeln in der Mainzer Gegend. Ich beruhigte ihn über den Zuſtand der Patienten und verſicherte ihn, daß ſie gewiß bald geneſen dürften, da ſie von keinem

Arzt behandelt würden. „Und das dortige Vieh?“ fragte mein Nachbar mit ſichtbarem Intereſſe. „Ich danke,“ erwiderte ich, „das Vieh befindet ſich ſehr wohl, das hat eine ſtarke Natur, das kann überall ſehr viel vertragen.“ Als mein Nachbar mich fragte, ob ich mich auf das Vieh verſtehe, zählte ich ihm die berühmteſten mythologiſchen und hiſtoriſchen Quadrupeden auf. Ich fing mit Nebukadnezar an, der nicht früher die Größe Gottes erkennen wollte, bis ihn dieſer wie einen Ochſen ins Gras beißen ließ. Ich ſprach vom Stier Apis, von der ſchönen Jo, welche zum Lohne für ihre zarte Liebe vom Zeus in eine weiße Kuh verwandelt worden; von dieſer weißen Kuh kam ich auf die rothe Kuh, die als Märtyrerin für die Sünden Iſraels verbrannt wurde; von der rothen Kuh kam ich auf die ſieben fetten und ſieben mageren Kühe Pharaonis, von den egyptiſchen Kühen machte ich einen kühnen Sprung auf Waſiſchthas Kuh, die dem Wiswamitra ſo viel Kummer und Noth verurſacht, bis er endlich Bramane wurde. Von der Kuh des Ueberfluſſes ließ ich mich über Myrons Kuh aus und ſtellte dann äſthetiſche

Betrachtungen über Potters piſſendes Meiſterwerk an. Von den Kühen kam ich auf das goldene Kalb und die Familie Rothſchild, kurz: ich entfaltete eine ſolche äſthetiſch-beſtialiſche Gelehrſamkeit, daß mein Nachbar ein ſehr erſtauntes Geſicht machte, und je weniger er mich verſtand, deſto mehr Hochachtung vor mir bekam. Bald winkte die Wartburg von ihrem hohen Gipfel herab, jene Wartburg, auf welcher Dr. Luther den dummen Teufel in die Tinte brachte, ein Umſtand, durch welchen jeder dumme Teufel einen ewigen Haß gegen die Tinte bekommen. —

In Erfurt wurden wir umgepackt. Trotz dem, daß wir gerade um die Geiſterſtunde dort anlangten, bemerkten wir dennoch keine Geiſter ſondern im Gegentheil nur einige Lieutenants, die nach Halle gingen. Während unſere irdiſchen Güter in einen andern Wagen gepackt wurden, hatte der Mime ſein Vis-à-vis davon geführt, um ihr das Sehenswürdigſte in der Stadt zu zeigen. Erfurt hat zwei Merkwürdigkeiten. Die erſte beſteht in der großen Glocke; die zweite darin, daß in der Reſtauration des dortigen Poſthauſes die Taſſen keine Ohren haben. Leider

blieben dieſe Taſſen auch taub gegen die Klagen der Paſſagiere, welche nicht wußten, ob ihnen der Kaffee durch das ſchlechte Waſſer oder das Waſſer durch den ſchlechten Kaffee ſo ungenießbar war.

Erſt nachdem der Poſtillon zum Abfahren geblaſen, kam der Mime mit der Gouvernante von den Sehenswürdigkeiten zurück; beide übergaben ſich, in den Wagen ſteigend, dem Schutz der nachſichtigen Dunkelheit.

Der gute Viehhändler hatte mich in Erfurt verlaſſen; ſtatt ſeiner hatte ſich ein junger Weinreiſender an meine Linke hingepflanzt. Er ſprach in einem fort und wurde nicht müde, die fadeſten und zotenhafteſten Anekdoten kunterbunt durcheinander zu erzählen. Wie eine Heerde Säue jagte er die ſchmutzigſten Witze unter die Paſſagiere, ſo daß ich in der Verzweiflung meines Herzens die ohrenloſen Taſſen in der Paſſagierſtube des Erfurter Poſthauſes beneidete. Ich hätte es früher für unmöglich gehalten, daß man, noch ſo jung, ſchon ſo einfältig ſein könnte; dieſer junge Weinreiſende zeigte mir aber, daß einem Genie nichts unmöglich iſt. —

Ich war froh, als die Sonne endlich vor Eckhardsberga erwachte. In dortiger Gegend ſchläft die Sonne ſehr lange, und das kann ihr Niemand übel nehmen. In Naumburg wurde viel unſchuldig Blut vergoſſen. Die ſämmtlichen Haupt- und Beiwagen-Paſſagiere, die nicht zum ſchönen Geſchlecht gehörten, mußten ſich hier nämlich der Kunſt des Barbiers unterwerfen. Wir wurden Alle, ſieben an der Zahl, nebeneinandergeſetzt und zu gleicher Zeit eingeſeift. Wie bunte Weltkugeln hingen uns die Seifenblaſen am Kinne. Hierauf fing der Barbier ſein blutiges Handwerk an. Er befreite unſere Bärte von der überflüſſigen Haut und ehe fünf Minuten vergingen, floß deutſches Blut auf deutſchem Boden. Wahrlich, nur eine deutſche Haut läßt ſich ſo leicht ſchinden. Der Wütherich kannte keine Grenzen und fuhr ſogar in das neutrale Gebiet der Schnurr- und in die hoffnungsvolle Saat der Backenbärte. Es dauerte lange, bis ich, in den Spiegel blickend, mich wieder erkannte. Als ich mich aber endlich überzeugte, daß ich wirklich ich war und nicht etwa ein geſchundener Fremdling, der ſich für mich ausgeben

wollte, wurde zwiſchen mir und mir die rührendſte Erkennungsſcene gefeiert, die je in einem Romane das zarte Herz deutſcher Leſerinnen ergriffen hat. Nachdem ich mich einige Mal herzlich umarmt und dem Schöpfer für die glückliche Rettung aus den Händen des Kanibalen gedankt, verhüllte ich mit wohlwollendem Zündſchwamm die unäſthetiſchen Wunden, und verließ mit meinen Unglücksgefährten das Schlachtfeld. In Weißenfels wurde ich wieder umgepackt. Weißenfels iſt der berühmte Ort, wo der Dr. Müllner ſich in einem ſchwachen Augenblick mit der tragiſchen Muſe vergangen und mit derſelben die Schuld gezeugt hat, jene Schuld, welche von unſern ehrlichen vaterländiſchen Bühnen ſo fleißig abgetragen worden. —

Um 4 Uhr Nachmittags langte ich in Halle an. Wie eine tropfbare Alongenperrücke hing der feuchte, nebelgraue Himmel über der Stadt, welche durch ihre Univerſität, die Halloren und den Profeſſor Leo, Geſchichtsſchreiber, Ketzerfreſſer und Herrgottsſakermenter, weit und breit berühmt iſt. Ich legte mich bald in Morpheus Arme, da leider keine anderen Arme bei der Hand waren und nach kurzer Zeit erquickte ein deutſcher

Schlaf meine zergliederten Glieder. Aber kaum war mir das goldene Reich der Träume erschlossen, als ich auch wieder in die Halle'sche Wirklichkeit zurückgeweckt wurde. In dem anstoßenden Zimmer machte sich eine gellende Stimme laut; ich horchte und vernahm hebräische Verse. Sie kamen, wie ich mich bald überzeugte, aus einem Bette, welches von dem meinigen nur durch eine dünne Wand getrennt war. Ich bat den Deklamator, er möchte seine Studien bis auf den andern Tag aufschieben, da ich schlafen wolle. „Ich bin Kandidat der Theologie," antwortete er. „Nun, wenn Sie Kandidat der Theologie sind, werden Sie doch in Berücksichtigung Ihres künftigen Berufs wahrscheinlich schon jetzt so viel Nächstenliebe in Ihrem Herzen vorräthig haben, um nicht einem der deutschen Postwagenfolter Entkommenen, die höchst nothwendige Ruhe zu rauben?" „Ach, ich muß mich auf's Examen vorbereiten," erwiederte der Unglückliche, „und das ist eine noch schmerzhaftere Folter. Soll ich aus Liebe zu einem Mainzer Passagier durchfallen?" „Nein, das sollen Sie nicht", rief ich erweicht. „Schieben Sie das Bett weg und öff-

nen Sie die Thüre; wir wollen zuſammen ſtudiren.“ Nach einigen Minuten ſaß ich an der Seite des Kandidaten, der nicht viel mehr Embonpoint hatte, als ſein Schatten, ſo ſehr war er durch dünne Koſt und dicke Bücher vom Fleiſch gefallen; er war ſo zu ſagen, ein in Menſchenhaut gebundenes Exemplar von einem Gerippe. Es war gar keine Kunſt, in ſein Innerſtes zu ſehen, ſo transparent war er.

Wir unterſuchten nun die geheimſten Reize der hebräiſchen Sprache und unterwarfen den unregelmäßigen Wandel ihrer Zeitwörter einer ſtrengen Kritik. Alles, was von verdächtigen Piels und Puels, von Hiphals und Hophals ſich vorfand, wurde genau unterſucht, bis der Tag die Augen öffnete und der Kandidat ſie ſchloß. — —

Schnaubend brauſte die Lokomotive von dannen. Dörfer und Städte flogen vorüber und bald lag die Gegend von Jüterbogk vor mir. Die Natur ſah hier aus, als ob ſie einen grauen Schlafrock anhätte. Nach und nach verzog ſich der Nebel und lächelnd blickte die Sonne auf die ſogenannte Natur. Gewiß war dies ein ironiſches Lächeln; denn die Sonne

ſieht hier nichts als Torf und Sand. So weit das Auge reicht, liegt alles ſo breit und traurig-flach wie eine Faſtenpredigt. Die Gegend ſcheint am Aſchermittwoch geſchaffen worden zu ſein; denn der Himmel, der ſich darüber wölbt ſieht ſo gräulich-blau aus, als ob er den Katzenjammer hätte. Daß Leute, die noch keine andere Gegend geſehen, an Gottes Herrlichkeit glauben können, wundert mich ſehr. Je mehr man ſich Berlin nähert, deſto reicheren Wechſel bietet die Gegend; bald nämlich ergötzt ſich das Auge des Naturfreundes an Torf und Sand, bald wieder an Sand und Torf, und ſteht auch hier und dort einmal ein Baum, ſo bittet er gleich um Entſchuldigung, daß er ſo dreiſt iſt, ſich hier grün zu machen. Lange war ich in Betrachtungen über Gottes Wunder verſenkt, als mich meine Nachbarin, eine alte Dame aus Berlin, mit den Worten weckte: „Sehen Sie, das iſt der Kreuzberg!“ „Wo?“ fragte ich ungläubig. „Rechts!“ erwiederte die Dame ärgerlich. „Rechts, hundert Schritte von hier.“ „Suchet und ihr werdet finden,“ dachte ich. Ich ſuchte, ich ſuchte und endlich fand ich ihn, den Berg, wie die

Berliner dieſen Höcker auf dem Rücken der Ebene zu nennen wagen. Berg! Wenn nur die Hälfte der Berliner Referendare den Inhalt ihrer Sandbüchſen auf einen Haufen ſchüttet, kommt etwas Reſpektableres zu Stande, als dieſer Kreuzberg. Berg! Was iſt denn der Chimboraſſo, wenn dieſer Kreuzberg ein Berg iſt? Eine Maus würde es verſchmähen, ſich von dieſem Berg gebären zu laſſen. Wozu auch ein Berg in dieſer Gegend? Sieht man nicht ſchon im Thal genug Sand? Soll man auf dem Berg erſt recht ſehen, wie flach die dortige Natur iſt?

Während ich dieſe ärgerlichen Bemerkungen machte, hatte die Lokomotive verhaucht. Wir waren in Berlin. In Berlin fiel mir's erſt ein, daß ich eigentlich in Berlin gar nichts zu thun hätte, als zu übernachten. Ich verließ alſo, in einen Brandenburgiſchen Morgennebel gehüllt, am andern Morgen die Reſidenz. Die ſchnurgeraden Häuſer kamen mir vor, wie feſtgemauerte Garde-Regimenter, und ich war froh, daß wir wieder in der freien Natur waren. Die freie Natur ſah indeß aus, als wollte ſie ſich aus Verdruß über ſich ſelbſt übergeben; deſto freundlicher ſah aber

mein Nachbar im Wagen aus. Sein Geſicht ſtrahlte ſo heiter wie eine Hochzeitsfackel; und in ſeinem Auge ſpiegelte ſich viel veilchenblaue Sanftmuth. Er ſah ſo mild aus, wie ein Maitag und ſein Lächeln war lieblich und angenehm. In Köthen ſtiegen wir aus. Ueber dem Saale, in welchem wir unſere Lebensgeiſter mit Schinkenbrödchen erfriſchten, ſauſte das Roulet. Ich hörte, daß die Köthenſchen Finanzen gerade ſehr ſchlecht ſtänden, und der Herzog von Köthen in ſehr großer Geldverlegenheit wäre. Ich widmete dem Herzoge eine Thräne warmen Mitgefühls. Ich dachte: Er iſt in Geldnoth, das rückt ihn mir näher; das zeigt, daß er Menſch iſt, und wäre er zweimal Herzog, ich müßte ihn dennoch lieben. Ich hörte auch, daß der Herr Baron Anſelm vom Rothſchild dem Herzoge nichts borgen wollte und fühlte mich daher dieſem letztern um ſo mehr verwandt. Wahrlich, man muß ſelbſt in Geldverlegenheit geweſen ſein, um eine ſolche Verlegenheit ſelbſt am Fürſten zu bemitleiden. Dies bemerkte ich meinem freundlichen Nachbar, welcher beifällig nickte. Gegen zwei Uhr kamen wir in Leipzig an.

Die Stadt Leipzig zählt 50,000 Schriftſteller, worunter mehrere Einwohner. Die Straßen ſind größtentheils mit viereckigen Novellen gepflaſtert; zu den Trottoirs aber werden ſehr breite Romane verwendet, auf welchen die Fußgänger ſehr bequem wandeln können. Die Leipziger Bäume tragen belletriſtiſche Blätter, die im Frühling grün ſind und im Herbſt welken. Die Leipziger Lerchen ſind ſehr ſchmackhaft und die dortigen Krebſe werden nach allen Gegenden ausgeführt.

Die Leipziger tragen waſſerdichte Hoſen, um ſich den Unterleib gegen die feuchten Ueberſetzungen zu ſchützen. Die dortige Buchhändler-Börſe iſt ein prächtiges Gebäude, vor welchem das rieſenhafte Standbild des Gottes der Makulatur ſteht. Leipzig iſt auch die Stadt, in welcher das Konverſationslexicon das Licht der Welt erblickt hat, ein Buch, in welchem man Alles findet was man nicht ſucht.

Mein erſtes Mittagsmahl, das ich in Leipzig einnahm, war mit keinem geringen Schrecken verbunden. Mein blonder Nachbar auf der Berlin-Leipziger Reiſe, ſaß mir gegenüber. Er lächelte wieder wie ein Maitag und die Farbe

ſeines Antlitzes war, wie die der Alcina des göttlichen Arioſto, misto di rose e di ligustri. Er lächelte und ich aß. Da kam mein Lieblingsgericht — Auflauf. Dieſes revolutionaire Gericht veranlaßte ein Geſpräch über Aufläufe im Allgemeinen, ſodann kam man auf die Aufſtände, nachher auf Revolutionen und endlich auf die franzöſiſche Revolution. Mein blondes Vis-à-vis lächelte, und ich erfuhr durch meinen Nachbar zur Linken, daß das Vis-à-vis der Polizei-Direktor Dunker ſei. Man kann ſich mein Entſetzen leicht vorſtellen. Der Aufruf blieb mir im Munde ſtecken. Von Berlin bis Leipzig hatte ich mein liberales Herz vor dieſem Manne ausgeſchüttet; ich hatte mich gar keiner Selbſt-Cenſur unterworfen; ich hatte geſprochen wie mir mein demokratiſcher Schnabel gewachſen war; und nun mußte ich erfahren, daß dieſer Mann nicht allein Polizei-Direktor, ſondern auch der Polizei-Direktor Dunker iſt. Ein ſolch liebenswürdiges Geſicht und Polizei-Direktor! Wer wird noch künftig ſeiner phyſiognomiſchen Erfahrung vertrauen können?

Nachdem ich mit der äußerſten Anſtrengung

den Reſt vom Auflauf hinuntergewürgt, der erſchrocken in dem Engpaß des Halſes ſtand und vor Schrecken nicht wußte, ob er den Weg, den er ſo fröhlich eingeſchlagen, wieder traurig zurücklegen, oder ob er ſeiner natürlichen Beſtimmung folgen ſollte; bat ich um Verzeihung wegen übereilter Aeußerungen und behauptete ſodann, daß wir Frankreich alles zu verdanken haben, was wühleriſch, umwälzend und neuerungsſüchtig. „Sogar die franzöſiſche Küche iſt revolutionair," ſagte ich. „Sie hat die Aufläufe erfunden, die einen loyalen Magen auf andere Gedanken bringen. Kein wahrhaft deutſcher Unterthan ſollte dergleichen deſultoriſche Speiſen genießen," ſagte ich eifrig; „frommes Schafſleiſch ſollte er eſſen und tentoniſches Sauerkraut ſollte er genießen und im Schweiße ſeines Angeſichts ſollte er Speck eſſen ſein Leben lang." Mein Vis-à-vis lächelte. Ich aber habe ſeit dieſer Zeit nie wieder Auflauf genoſſen.

Zweiter Brief.

Es war im Posthofe zu Leipzig. (Ich denke, das Publikum wird gegen diesen vielversprechenden, novellenartigen Anfang nichts einzuwenden haben.) Es war im Posthof zu Leipzig. In dem bereits zweimal genannten Posthofe stand ein Reisender, bis an die Kniee in einem arabischen Burnuß verwickelt, von den Knieen abwärts in die Ueberreste von großen Pelzstiefeln gehüllt. In dem rauhen Innern dieser Pelzstiefeln hatten (beiläufig gesagt!) noch im vorigen Sommer ganze Mottenrepubliken üppig geschwelgt und dem Besitzer nichts zurückgelassen, als nothleidende Fragmente. Auf dem Kopfe trug der Reisende eine Kappe, die ehemals schwarz und von Seehundsfell gewesen, jetzt aber Farbe und Haare größtentheils verloren hatte. Der Reisende

ſtand vor dem Wagen und harrte des Signals. Endlich ſtieß der Poſtillon in's Horn. Der Reiſende ſtieg ein und der Reiſende war ich.

Ich hatte auf gute Reiſegeſellſchaft gehofft und jetzt befand ich mich leider nur in der Meinigen. Ich ſaß mutterſeelen allein und ſtrengte mich an, mich zu unterhalten. Die erſte Unterhaltung beſtand darin, daß ich das Heu, welches die Humanität der Thurn und Taxis'ſchen Poſtanſtalten den Reiſenden vor die Füße wirft, zu beiden Seiten hoch aufthürmte. Nach fünf Minuten ſaß ich wie Bileams Eſel. Aber was ſind fünf verfloſſene Minuten für einen Menſchen, der acht und vierzig Winterſtunden in einen deutſchen Poſtwagen gebannt iſt?!

Acht und vierzig Stunden Zukunft ſollte ich zur Vergangenheit machen, ach! und ich ſpürte jetzt ſchon, wie lange es währt, bis nur die Gegenwart zur Vergangenheit wird. Nachdem ich eine halbe Stunde umſonſt geſtrebt, mich angenehm zu unterhalten, fing ich an, mich mit mir zu zanken. Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich nicht eine beſſere Geſellſchaft als die Meinige abgewartet und ich ärgerte mich,

daß ich mir nicht aus Aerger den Rücken zukehren konnte. Bei dieſer traurigen Gelegenheit machte ich wieder die Erfahrung, wie ſchwer es dem Menſchen wird, mit ſich ſelbſt umzugehen. Die allerſchlechteſte Geſellſchaft hat ſchon das vor der eigenen voraus, daß man ſie im Nothfall fliehen kann. Was macht man aber, wenn man ſich ſelbſt auf das unerträglichſte ennuyirt und noch obendrein das quälende Bewußtſein hat, nicht aus der Haut fahren zu können? —

Mit der Nacht brach eine ſtrenge Kälte ein. Ich fror an allen Gliedern und hielt Bewegung für das Allerbeſte. Wie eine Hyäne im Menagerie-Käfig ſprang ich hin und her. Ich wurde müde, aber nicht warm. Ich ſtreckte mich aus und bald ruhte mein linkes Bein in Morpheus Armen. Ich hoffte nun, daß der Schlaf aufwärts ſteige und mir die Augen zudrücken würde. Aber meine Hoffnung wurde vereitelt. Der malitiöſe Schlaf blieb ſtets in den unteren Regionen und mein linkes Bein war der beneidenswertheſte Theil meines Körpers. Wenn ich, nicht ich geweſen wäre, hätte ich mein linkes Bein ſein mögen. Ich lehnte den Kopf in die

Ecke und gab meinen konfusen Gedanken Audienz. Wie kleine Kobolde purzelten sie durcheinander. Ich dachte an die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers, an die Unsterblichkeit der Seele, an die Seelenwanderung, an Tod und Auferstehung; und bald drang sich mir der furchtbare Gedanken auf, daß ich in diesem Wagen erfrieren könnte, ohne daß es der Kondukteur, der neben dem Postillon auf dem Bocke saß, vor dem nächsten Tage merken würde. Schon sah ich mich als Leiche auf der Bahre liegen und ich beschloß daher, mir eine feierliche Leichenrede zu halten. Ich begann mit tiefbewegter Stimme:

„Hier liegt er nun, gepflückt von dem Baum des Lebens, bevor er noch die völlige Reife erlangt hat. O Gott, welch ein Schlag für mich! Ach, ich habe durch seinen Verlust am meisten verloren; denn ich habe ihn am meisten geliebt von allen Menschen dieser Erde. Ich habe an seinen vielen Leiden und wenigen Freuden den innigsten Antheil genommen; und was er schrieb und dachte, hat mir immer am meisten gefallen. Unter allen Sterblichen war ich am nachsichtigtigsten gegen seine Fehler; und keiner kann sich

rühmen, des Verſtorbenen ſpärliche Liebenswürdigkeiten ſo liebenswürdig gefunden zu haben wie ich. Ihm ein großes Vergnügen zu bereiten, war für mich das größte Vergnügen und ſo oft er Verdruß hatte, war ich verdrüßlich. Ich liebte die Wenigen, die ihn liebten, in treuer aufrichtiger Liebe und" — — — hier gerieth der Wagen an einen Steinhaufen. Ich brach meine Rede ab und feierte meine Auferſtehung.

Im Poſthauſe zu Weimar ſeufzte ich vergebens nach Kaffee. Um mich zu tröſten, ſagte mir einer der anweſenden Paſſagiere, daß weder er, noch ſeine Frau und Kinder jemals Kaffee tränken, daß es überhaupt jetzt viele Menſchen gäbe, die nie Kaffee genöſſen und daß er überhaupt gar nicht einſehe, warum der Kaffee ſolch ein beliebtes Getränk ſei. Während er dies ſagte, raffte er mehrere große, ſchwarzgeſtreifte Pferdedecken zuſammen und ſtellte ſich mir als Mitreiſender vor.

Als wir uns im Wagen befanden, fing mein Reiſegefährte an, ſich in ſämmtliche Pferdedecken einzuwickeln. Ich mußte ihm dabei behülflich ſein und bald ſaß er da wie eine ägyptiſche Mumie.

„Haben Sie noch nie Bruſtſchmerzen gehabt?“ fragte mich mein neuer Nachbar.

Ich verneinte es.

„Dann können Sie von Glück ſagen,“ erwiederte er. „Haben Sie auch nie an Rückſchmerzen gelitten?“ ſetzte er hinzu. — Ich ſchüttelte den Kopf.

„Auch nicht an Beklemmungen?“ — Nein!

„Auch nicht an Seitenſtechen?“ — Nie!

„Auch nicht an Schwindel?“ — Daß ich nicht wüßte!

„Nun da will ich Ihnen einen Rath geben,“ ſagte mein Nachbar.

Doch nicht, wie ich zu dieſen Uebeln kommen kann? fragte ich.

„Nehmen Sie ſich in Acht!“ warnte mein hypochondriſcher Reiſegefährte.

„Haben Sie einen guten Schlaf?“

„Wie eine Katze,“ antwortete ich, drückte mich in die Wageneke und fing an laut zu ſchlafen. Als mein Nachbar mich träumen hörte, legte er ſeine verwickelten Beine auf meinen Schooß, drückte ſeine Schuhſohlen an mein liebendes Herz und betrachtete alle drei Plätze als ſein Eigen-

thum. Ich ließ mir dies eher gefallen, als seine Unterhaltung. Nach und nach wurde mein Nachbar unruhig; er drehte sich rechts und links; er trat mich mit Füßen und schimpfte auf den Postwagen. Ich schnarchte und beklagte mein unseliges Geschick. Endlich kamen wir in Erfurt an. Mein Nachbar nahm seine Gebeine von meinen Gebeinen und fing an sich zu entmumien. Während er sich aber aus den Pferdedecken entwickelte, hinkte ich, so gut es meine schlaftrunkenen Beine erlauben wollten, aus dem Wagen und überzeugte mich zu meiner größten Freude, daß ich noch im Zusammenhange mit mir selbst war.

Ich eilte in die Passagierstube, um den langersehnten Ofen zu umarmen; aber er empfing mich mit zurückstoßender Kälte. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er in seinem schwarzen Herzen nicht mehr Feuer bewahrt hatte, als ein alter Diplomat; aber er schwieg und bot mir die eiserne Stirne. Ich öffnete den Ofen und sah zu meiner Freude, daß in seinem Innern noch einige Lebensfunken unter der Asche schliefen. Ich weckte sie auf. Während ich aber beschäftigt

war, dem Ofen warm zu machen, kam der Hypochonder und tadelte mich auf's heftigſte, daß ich mich ſo nah am Ofen befand. Er öffnete nun mehrere Schachteln und Schächtelchen, nahm Pillen, Gummikügelchen, Jungfernleder, Gerſtenzucker, Hoffman'ſche Tropfen und ſonſtige Medikamente heraus, verſchluckte einiges davon, legte die Schachteln in- und wieder auseinander, fügte noch einige Büchschen und Fläſchchen hinzu und war auf dieſe Weiſe mit ſeiner Apotheke auf's emſigſte beſchäftigt; der Mann war Hospital und Apotheke zugleich. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mich mit ſeinen Bemerkungen zu quälen und mich beſonders zu ermahnen, das Zimmer nur ja nicht zu warm zu machen.

Ich wollte nun auch mich auf den Kriegsfuß mit ihm ſtellen, und machte eine Bemerkung über ſein ſchlechtes Ausſehen. Der Mann erſchrack ſichtbar und ich empfand die tiefſte Reue. Ich hatte einen Unglücklichen gekränkt, das that mir wehe. Ich dachte: Iſt denn ein Menſch, der ſich einbildet, krank zu ſein, etwa nicht krank? Man iſt nur dann geſund, wenn man nie an ſeinen Körper denkt. Wer viel von ſeiner Geſundheit

ſpricht, iſt gewiß nicht geſund, ſo wie derjenige, der viel von ſeiner Rechſchaffenheit redet, gewiß nicht zu den Rechtſchaffenen gehört.

Inzwiſchen hat ſich unſere Reiſegeſellſchaft um zwei Männer vermehrt. Es waren eigentlich keine zwei Männer, ſondern nur anderthalbe. Der Eine war ein ſtämmiger, kräftiger, breitſchulteriger Mann; der andere war klein und hatte auf dem Rücken nicht bloß das, was man gewöhnlich euphemiſch „Verdruß“ nennt, ſondern einen veritablen Buckel. Sie traten zankend in's Paſſagierzimmer. Die Urſache des Zwiſtes war ein Filzſchuh, den das kleine Männchen vermißte, und den der Große verloren haben ſollte; das kleine Männchen machte dem Freunde die bitterſten Vorwürfe, welche dieſer gutwillig hinnahm, und nur verſicherte, die fragliche Fußbekleidung mit keinem Auge geſehen zu haben. Als der Streit am heftigſten war und das kleine Männchen den Mantel auf den Tiſch warf, fiel der Schuh der Eris zu Boden. Er hatte ihn ſelbſt in den Mantel gewickelt und in der Zerſtreuung vergeſſen.

Als wir in den Wagen ſtiegen, bemerkte der

Kleine, daß er die Pelzhandſchuhe vergeſſen; und als ſie der Große brachte, machte ihm ſein kleiner Freund Vorwürfe, daß er ihn nicht ſchon in der Paſſagierſtube an die Handſchuhe erinnert habe. Nach langem Hin- und Herrücken waren wir ſo weit in Ordnung, daß die Unordnung vor ſich gehen konnte. Der lange Freund war mein Vis-à-vis; wir übten Chaiſengerechtigkeit und drückten uns gegenſeitig die Knieen in die Herzgrube. Der Kleine ſaß zwiſchen mir und dem Hypochonder. Er ſchob ſich ſo lange rechts und links, bis ſein Verdruß in einer Kiſſenvertiefung wie ein Reichsapfel im Futterale lag. Kaum ſaß er aber zwei Minuten, als ſich zwiſchen ihm und dem Hypochonder ein gewaltiger Streit entſpann. Jener behauptete, daß ihm dieſer das Heu unter den Beinen wegziehe, und dieſer behauptete das Gegentheil von der Behauptung des Andern. Kaum hatte nun der Eine mit den Beinen alles Heu an ſich gezerrt, als der Andere ihm wieder die Beute entriß. Der Hypochonder hatte den Vortheil für ſich, daß ſeine Beine vermöge ihrer Länge einen größern Spielraum hatten. Er konnte im Heu

ſchwimmen, während ſein ſchiefer Widerſacher nur die Heu-Oberfläche zu berühren vermochte, wenn er nicht mit dem Verdruß aus dem Futteral kommen wollte. Indeſſen erhob ſich durch das ewige Hin- und Herſcharren ein ſolch heftiger Heuregen, als ob zwei gefräßige Ochſen an einem Reff ſich um die Mahlzeit ſtritten.

„Ich bin ſchon viel mit Menſchen gereiſt; aber mit einem ſolchen Menſchen, wie Sie ſind, bin ich noch nicht gereiſt," ſagte der Hypochonder.

„Und ich," erwiederte der Kleine, „bin vielleicht ſchon mit viel mehr Menſchen gereiſt als Sie; aber müßte ich noch einmal mit einem ſolchen Menſchen reiſen wie Sie, ich würde lieber gar nicht reiſen."

„Dann würden Sie ſich gewiß um die leidende Menſchheit ſehr verdient machen," erwiederte der Hypochonder.

„Sie werden grob," rief der Kleine.

„Und Sie ſind es ſchon," rief der Hypochonder.

„Das hab' ich Dir zu verdanken," ſchrie nun der Kleine ſeinem Freunde zu. „Ich habe gleich geſagt, daß ich nicht reiſen will; aber Du

haſt mich überredet. Jetzt hab' ich den Verdruß.« Und mit dieſen Worten, die nicht beantwortet wurden, zündete er ſich ſeine Pfeife an und blies vor Ingrimm ſolche dicke Wolken von ſich, daß wir nach fünf Minuten wie oſſianiſche Helden im Nebel ſaßen. Der Hypochonder fing an zu huſten, und ſagte, daß er ſich das Rauchen verbete. Der Kleine rauchte aber nur deſto heftiger.

Nach einigen Minuten hatte der Qualm ſo zugenommen, daß alle Paſſagiere, mich mitgerechnet, meinen Augen entſchwunden waren. Ich hätte in dieſem Augenblick ein ganzes Königreich für einen Schornſtein hingegeben. Statt mich zu ſehen, fühlte ich den ſpitzigen Ellenbogen meines Nachbars neben mir. Dieſer Ellenbogen lag mir tief im Herzen, bohrte ſich aber noch tiefer ein, weil an der hypochondriſchen Seite keine ſo ſtille Aufnahme zu finden war. Ich fürchtete an zerbrochenem Herzen zu ſterben und bat meinen kleinen Nachbar, ſeinen Bohrer etwas ruhen zu laſſen. Der Kleine machte mir heftige Vorwürfe und beklagte ſich im Gegentheile, daß ich mit meiner linken Seite ſeinen

Ellenbogen zerquetſche. Aus Furcht vor dem kleinen Krakeeler ſchwieg ich und ſah, wie der Hypochonder eben den Arm aufhob und mir telegraphirte. Der Telegraph wurde aber bald durch Nebel unterbrochen. So ſaßen wir denn als Halb- und Ganzopfer, und der Rauch ſtieg immer heftiger in den Wagenhimmel, als plötzlich der Hypochonder „Feuer!“ ſchrie. Dies war kein Kriegspfiff, ſondern wirkliche Wahrheit. Es mußte ein Funke aus der Pfeife gefallen ſein. Der Kondukteur ließ halten, und der Hypochonder ſtürzte wie ein Wechſelbalg in flanellnen Windeln dem Kondukteur in die Arme und aus dieſen in den Schnee. Dann eilte der kleine Mordbrenner aus dem Wagen. In der Eile warf er mir noch einen flüchtigen Fußtritt zu; ſodann floh ich und hierauf ſuchte der lange Freund das Weite. Kaum waren wir draußen, als wir auch wahrnahmen, daß des langen Freundes kurzer Freund lichterloh brannte. Wir warfen ihn in den Schnee und ſuchten ihn zu löſchen; der Hypochonder warf die härteſten Schneeballen auf ihn, trotzdem daß er ſich dadurch einer Erkältung auszuſetzen Gefahr lief. Als der

Kleine gelöſcht war und nur noch ein wenig dampfte, fing er an zu zanken und machte dem Freunde die bitterſten Vorwürfe. Noch nie habe ich eine ſo undankbare Brandſtätte geſehen. Die Brandſtätte war nicht mehr in den Wagen zu bringen und nöthigte den Freund, die halbe Stunde bis Gotha, das Reiſeziel Beider, zu Fuße zurückzulegen. Als ich mich ſchon mit dem Hypochonder in dem Wagen befand, hörte ich den Kleinen noch mit dem Groſſen zanken und tauſend ſonderbare Ideen über ſonderbare Menſchen lieſen mir durch den Kopf. —

Es gibt unzählige Arten von Unarten, mit denen wir Menſchen uns gegenſeitig plagen und die kurze, aber mühevolle Reiſe durch's Leben uns verbittern. Es gibt Menſchen, die auf die Geduld ihrer Mitmenſchen abonnirt zu haben meinen und wahrhaft unerſchöpflich an Launen ſind, dieſe Geduld zu erſchöpfen. Aber kein Mißbrauch empört mich ſo ſehr, als der Mißbrauch mit der Freundſchaft, mit dem heiligſten, edelſten Gefühle, deſſen das menſchliche Herz fähig.

Es gibt keinen ärgern Verrath, als, wenn

man in dem Herzen eines Freundes wohnt, in dieſer Wohnung ſo viel Unordnung zu machen, und den Eigenthümer gleichſam zu nöthigen, daß er das Haus verlaſſe. —

— — Gegen zehn Uhr langten wir in Gotha an. Hier entdeckte der Hypochonder, daß bei der Feuersbrunſt ſeine Flanelldecken einige Brandlöcher und Flecken davon getragen. „Ich wäre vor Kälte ſchier verbrannt!“ rief er, indem er die Decken wieder abwickelte. „Ich werde aus Rückſicht gegen meine Familie künftig nicht eher in einen Poſtwagen ſteigen, bis ich in eine Lebensverſicherungsgeſellſchaft eingetreten.“

Ich wollte die kurze Zeit des Umſpannens und Einpackens benutzen, und eilte in ein dem Poſthauſe gegenüberſtehendes Gaſthaus, wo ich warmen Schinken und kalte Bouillon genoß. Auf dem Wege dahin war ich wegen meines arabiſch-lappländiſchen Anzuges der Gegenſtand Herzoglich-Sächſiſch-Gothaiſchen Spottes. Die Gothaer wußten nicht, ob ich ein aus Lappland kommender Araber, oder ein aus Arabien vertriebener Lappländer ſei. Einige Gothaiſche Unterthanen ſuchten ſogar ſchlechte Witze zu machen,

was ihnen auch vollkommen gelang. Auf dem Rückwege zum Poſtwagen fand ich das Publikum noch verſammelt; es wollte mich auch auf dem Rückwege noch genießen; mein gutes Herz gewährte ihm dieſes Vergnügen mit uneigennütziger Freigebigkeit. Ich ging nämlich langſam zum Wagen zurück und hatte die Kapuze des Burnuß über mein unſterbliches Haupt geſchlagen; das Publikum maß mich nun vom arabiſchen Kopf bis zu den Seehundsfüßen mit ſolcher Neugierde, wie einſt die Sandwichsinſulaner die Europäer gemeſſen.

Als ich wieder in den Wagen ſtieg, lernte ich ein Ehepaar kennen. Und was für ein Paar! Wenn die Natur ſparſamer geweſen wäre, hätte ſie aus dieſem einen Paar wenigſtens dritthalb Paare machen können. Der männliche Theil dieſes Ehepaars ſaß da, ſo breit und ſo dumm wie eine Feſtungsmauer, während ſeine Frau mit einem an's Unendliche gränzenden Umfang, wenn auch nicht alle Paſſagiere, doch mindeſtens alle Plätze derſelben für ſich einnahm. Sie ſaß eigentlich überall und ſuchte wie das ruſſiſche Reich nach jeder Seite hin ihr Gewicht geltend

zu machen. Mich traf ein großer Theil ihres allerſtärkſten Theiles. Während ihr Mann ſtill und ſchweigend wie das in ſich vergnügte Glück daſaß, entſtrömte der Frau ein wahrer Wolkenbruch von Beredſamkeit, und kaum war eine viertel Stunde nach unſerer Bekanntſchaft verfloſſen, ſo ſchwamm ich ſchon in ihrer Unterhaltung. Sie hatte mir tauſend Dinge mitgetheilt. Erſtens, das ſie eine außerordentliche Freundin von Kalbsfüßen und Spanferkeln ſei; zweitens, ein Rezept, wie man am beſten die eingemachten Bohnen bewahre; drittens, daß ſie Emilie Burkhard heißt; viertens, daß ihr Mann früher ein Knochengeſchäft hatte; fünftens, daß ſie mit ihrem Manne nach Gelnhauſen reiſe, um eine Erbſchaft zu heben; ſechſtens, daß ihre Magd Bekanntſchaft mit einem Weißgerber habe; ſiebentens, daß ich, wie ſie glaube, ein liebenswürdiger Menſch zu ſein ſcheine (als mir die Frau dies ſagte war das Herzogthum Sachſen-Koburg-Gotha Zeuge meiner Schamröthe); achtens, daß ſie gewohnt ſei, ihr Bett ſelbſt zu machen; neuntens, das roher Meerrettig gut gegen den Schnupfen ſei; zehntens, daß vor

drei Wochen ihr Kater geſtorben und — ich denke, freundlicher Leſer, du erläßt mir die übrigen 990 Dinge, die mir die Frau noch mittheilte.

In Eiſenach, wo wir gegen Abend zu Mittag ſpeiſten, lernte ich erſt meine dicke Reiſegefährtin genauer kennen. Ich war nämlich aus dem Wagen geſprungen und mußte nun leider ſo artig ſein, ihr aus dem Wagen zu helfen. Das hat man davon, wenn man zum ſtarken Geſchlecht gehört, dachte ich. Als ſie bei dieſer Gelegenheit ihren Arm auf meine Schultern legte, glaubte ich, das Rieſengebirge wolle auf mir ausruhen. Nachdem ich endlich ſo glücklich war, ſie auf dem Boden zu haben, konnte ich ſie erſt nach ihrem ganzen Umfange ſchätzen. Sie ſah aus wie eine koloſſale Theekanne. Der Schnee ſchrie Ach und Weh unter ihren Tritten, während ihr Mann halb ſchlafend hinter uns herging. Nur bei Tiſche wachte er völlig auf. An ſeiner linken Seite ſaß ſeine Ehehälfte, und an ihrer linken Seite ſaß ich. Die arme Frau fand kaum auf zwei Plätzen Platz genug zum Sitzen und drängte ihre Nachbarſchaft auf beiden Seiten von ſich, ſo breit

war ihre demokratiſche Baſis. Sie beklagte mit einem tiefen Seufzer, daß das Fleiſch ſo ſchwach ſei, nämlich das Fleiſch auf der Tafel. Ich ſuchte ſie nach Kräften zu tröſten und ſagte: Meine Theuerſte, wenn der Geiſt nur willig iſt, mag das Fleiſch immerhin ſchwach ſein. Während ich ſehr geiſtreich über den Geiſt im Allgemeinen ſprach, beſchäftigte ſich die gute Frau mit dem Braten im Beſondern. Als ſie gerade mit einem neuen Stück deſſelben ihrem Appetit eine große Gefälligkeit erzeigen wollte, ward ſie von einem unerwarteten Unglück heimgeſucht. Der Poſtillon ſtieß nämlich in's Horn. Ich glaube, die Poſaunen des jüngſten Gerichtes hätten der Frau nicht ſchrecklicher in's Ohr ſchmettern können, als dieſes malitiöſe Poſtillions-Horn, deſſen ſcharfer Ton ihre ganze Tafel-Hoffnung ſo unbarmherzig abſchnitt. Sie ahnte eine Verſchwörung zwiſchen dem Wirthe und dem Kondukteur zum Verderben der Gäſte und ging zerknirſchten Herzens an meinem ſeufzenden Arme aus dem Gaſthofe. Ihr Mann ſchlief hinter uns her. Als wir an der Wagenthüre waren, mußte ich der guten Frau wieder auf ihren Sitz helfen.

Die Arbeit drückte mich faſt zu Boden und ich darf noch heute nicht daran denken, ohne meine Arme und Lungen wegen deren Mißhandlung um Verzeihung zu bitten. Ich bin übrigens feſt überzeugt, daß wenn die gute Frau und die Thurn- und Taxiſchen Poſtwagen in den heidniſchen Mythe-Zeiten exiſtirt hätten, es gewiß eine der zwölf Arbeiten des Herkules geweſen wäre, die genannte Dame in einen ſolchen Wagen zu heben. Als ſie ſich in demſelben ſo viel wie möglich wieder ausgedehnt hatte, was nicht ohne Verletzung der benachbarten Sitzgrenzen geſchah, bedankte ſie ſich bei mir und wunderte ſich, daß ich ſie ſo leicht in den Wagen gehoben. Ich bemerkte ihr, daß ich erbötig wäre, ihr auch die Erbſchaft in Gelnhauſen heben zu helfen, wenn dieſe zu ſtark für ſie ſein ſollte; worauf ſie aber leider nicht einging. Als wir uns in Gelnhauſen trennten, drückte ſie mir zum Abſchied die Rechte. Ich werde dieſen Händedruck nie vergeſſen. Meine linke Hand lächelte vor Bosheit, als ihre im Leben ſo bevorzugte Schweſter vor Schmerzen ſchier verzweifelte. So weh hat mir noch keine Freundin gethan. —

Bei Steinhausen begegnete einem unserer Paſſagiere, der in Fulda eingeſtiegen war, ein Unglück eigener Art. Der Paſſagier war ein dicker Brauer und das Unglück, das ihm begegnete, beſtand darin, daß ihm eine Flaſche Rhum, die er Troſtes halber in der Taſche trug, unter den Sitz kam und durch den Druck ſeiner Verhältniſſe in Trümmer ging. Der arme Brauer trug ſeine Schmerzen mit ſanfter Ergebung, hatte aber am verletzten Theile ſeiner ſterblichen Hülle und Fülle ſo viel zu beruhigen, daß er ſämmtliche fürſtliche Thurn- und Taxiſche Poſtpaſſagiere in die größte Unordnung brachte. Wir laſen die Glasſcherben auf, während der Brauer ſich in der Schwebe erhielt, da ihm das Sitzen eine Sache der Unmöglichkeit war. In Hanau halfen wir ihm ausſteigen. Der arme Mann eilte zu einem Chirurgen, um ſeine betrunkenen Wunden heilen zu laſſen. Anderthalb Stunden ſpäter waren wir im Poſthofe zu Frankfurt, wo ich auf die Knice fiel und dem Allmächtigen für die glückliche Rettung aus der harten Poſtgefahr inbrünſtig dankte.

II.

Deutſche Debatten.

1.

Präſident. Herr Michel hat das Wort.

Michel. Ich bin nicht der Anſicht, daß wir lange debattiren ſollen. Die Zeit drängt und fordert Thaten, aber keine Worte. Während wir hier ſprechen, geht die koſtbare Zeit verloren.

Meyer. Ich ſchließe mich der Anſicht des verehrten Redners vor mir vollkommen an. Wozu das viele Diskutiren? Es war von jeher ein großer Fehler der Deutſchen, daß er vor lauter Worten nicht zu Thaten kommen konnte. Wir haben uns dieſen Fehler leider noch immer nicht abgewöhnt. Es iſt aber endlich Zeit, daß wir uns dieſen großen Fehler abgewöhnen. Meine unmaßgebliche Meinung geht alſo dahin, daß wir bei den künftigen Verſammlungen uns kurz faſſen, ſehr kurz faſſen, damit unſer großes

deutſches Vaterland ſehe, daß wir die Zeit begreifen und ihren gerechten Anforderungen Rechnung zu tragen wiſſen.

Peter. Das ſehr geehrte Mitglied Meyer hat mir ganz aus dem Herzen geſprochen. Wie werden wir uns vor unſeren Kommittenten zu rechtfertigen wiſſen, wenn ſie uns den gerechten Vorwurf machen, daß wir hier, wo wir Beſchlüſſe, fruchtbringende, ſegenreiche Beſchlüſſe faſſen ſollten, die Sitzungen mit lauter unnützen breiten Reden ausfüllen? Sollen wir denn ewig die Alten bleiben? Wollen wir den nie lernen, daß eine gewaltige That mehr werth ſei, als tauſend ſchön ſtyliſirte Vorträge, die unſerem Volke keinen Nutzen bringen? Bedenken Sie, meine Herren, daß ganz Deutſchland, ja, ganz Europa auf uns ſchaut und daß es Thaten von uns ſehen, aber keine Worte von uns hören will. Wir haben lange genug geredet; wir wollen jetzt handeln!

Kunz. Ich habe bereits in der vorgeſtrigen Sitzung zu bemerken die Ehre gehabt, daß wir mit dem vagen Doktriniren und Debattiren unmöglich das Ziel erreichen können, jenes Ziel, welches einzig und allein als das wahre, unſer

Vaterland beglückende Ziel betrachtet werden muß. Dieſes Ziel aber muß erreicht werden; ich ſage, es muß erreicht werden, weil es der Geiſt der Zeit, weil es der Wille des ſouveränen Volkes erfordert. Ich ſtelle alſo den Antrag: „Die Verſammlung, in Anbetracht der gegenwärtigen Zuſtände und der Lage unſeres Vaterlandes, möge beſchließen, daß kein Redener länger als zwei Stunden ſprechen darf.“

Hans. Ich bin gegen dieſen Antrag, gegen dieſen unerhörten Zwang. Es ſoll ſich Jeder frei und offen ausſprechen; dazu ſind wir da. Aber wir wollen nicht zwecklos, nicht nutzlos debattiren. Ein gutes Wort iſt auch eine That. Das iſt meine Meinung. Meine Meinung iſt ferner, daß wir lange genug zu ſchweigen gezwungen waren. Wir haben die Ketten zerbrochen; wir wollen keinen Zwang. Das iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als wollt' ich dem Vielreden das Wort reden. Vor einer ſolchen Beſchuldigung muß ich mich alles Ernſtes verwahren. Kurz und bündig wollen wir reden, und gewiß werden dann unſere ſpäten Enkel unſer Streben ſegnen.

Müller. Wenn ich auch mit den verehrten Rednern Haus und Kunz in der Hauptſache vollkommen einverſtanden bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich einigermaßen von den Anſichten der beiden, von mir wie von unſerem theuern Geſammtvaterlande hochverehrten Männer, abweiche. Allerdings muß ich aber auch geſtehen, daß wir die Zeit viel zu viel mit Reden verlieren. Es kann einmal nicht Jeder Redner ſein. Wer daher nichts Erſprießliches, nichts Nützliches, nichts Neues zu ſagen hat, der ſollte eigentlich gar nicht reden. Es liegt jedoch in der Natur des Menſchen, daß er das Wort ergreift, wenn er es für gut findet; und gegen die Natur wollen wir nicht ankämpfen.

Mehrere Stimmen. Schluß! Schluß!

Andere Stimmen. Die Frage iſt zu wichtig. Vertagen!

Präſident. Die Majorität hat ſich für die Vertagung ausgeſprochen. Die Vertagung iſt angenommen. Wir werden alſo morgen die Debatte über das viele Debattiren wieder aufnehmen.

2.

Ein Hofrath. Meine Herren! „Eile mit Weile“ iſt ein gutes ächtes deutſches Sprichwort. Laſſen Sie uns nicht überſtürzen! Laſſen Sie uns nicht den Bau mit dem Dache beginnen! Wir haben eingeſehen, daß wir ohne Kaiſer unmöglich eine Nation werden können, eine Nation ſtark nach Innen, geachtet nach Außen. Daß wir einen Kaiſer haben müſſen, davon ſind wir Alle auf's innigſte durchdrungen; aber unſer Kaiſer muß auch neben der innern eine äußere Würde haben. Er muß eine männliche, kräftige, achtunggebietende Perſönlichkeit — mit einem Wort: er muß einen Bart haben.

Ein Profeſſor. Der geehrte Redner vor mir, der eben ſowohl durch ſeine Geſinnung, ſo wie durch ſeine berühmte Abhandlung: „Ueber

die Zahl der Sackgaſſen in den Städten Sodom und Gomorrha“ gleiche Hochachtung verdient, eine Hochachtung, die ihm auch, wenn ich nicht irre, vor zwei Jahren, durch Ueberſetzung der genannten Abhandlung in's holländiſche zu Theil geworden, der geehrte Redner vor mir hat mit Recht auf die Wichtigkeit des Bartes des künftigen deutſchen Kaiſers aufmerkſam gemacht. Die Frage aber iſt: „welche Farbe ſoll des Kaiſers Bart haben?“

Ein geheimer Hofrath. Karl der Große, der erſte deutſche Kaiſer hat, ſo viel ich vermuthen kann, einen braunen Bart gehabt. Ich würde alſo, der großartigen Erinnerungen wegen, für die braune Farbe ſtimmen.

Ein geheimer Studienrath. Sollen wir denn ewig nach dem Fernen greifen? Sollen wir denn niemals das Naheliegende benutzen lernen? Warum bis zu Karl dem Großen hinaufſteigen, über deſſen Bartfarbe nichts Beſtimmtes vorliegt? Der Hohenſtaufe Friedrich Barbaroſſa hat das deutſche Reichsbanner ſiegend durch die Welt getragen; und er, der große edele, unerſchrockene Kaiſer hat einen rothen Bart gehabt. Meine

Meinung iſt alſo: Des künftigen deutſchen Kaiſers Bart ſoll roth ſein!

Ein wirklicher Hofrath. Der geehrte Redner vor mir hat mit ſeltenem Scharfſinn ſeine Anſicht begründet. Allein dürfte es nicht ſchwierig ſein, einen Kaiſer aufzutreiben, der mit allen ſonſtigen Tugenden auch gerade einen rothen Bart verbände? Fordern wir nicht zu viel, meine Herren! Verlangen wir nicht alles auf einmal, wie jene unweiſe Jugend, die jetzt das Regiment führen will. Hat der Kaiſer nur einen Bart, ſo wollen wir, in Berückſichtigung der ſchwierigen Umſtände, nicht ſo genau auf die Farbe dieſes Bartes ſehen.

Ein außerordentlicher Profeſſor. Wenn ich es wage, in dieſer ſo hochgeehrten und ehrfurchtgebietenden Verſammlung zu reden, ſo geſchieht dies — der Himmel ſei mein Zeuge! — nicht aus Vorwitz, noch aus eitler Ruhmbegierde, ſondern aus Liebe zu meinem Vaterlande, zu deſſen Wohl ich gerne mein Scherflein beitragen möchte. Ich bin von der Wichtigkeit des Gegenſtandes durchdrungen; aber ich bin mit dem gefeierten Redner vor mir der Meinung, daß

rothe Bärte rarae aves, große Kurioſitäten ſind. Soll aber Deutſchland warten, bis es einen Kaiſer findet, der mit allen ſonſt erforderlichen Herrſchertugenden auch noch einen rothen Bart verbindet? — Nimmermehr! Darum iſt meine beſcheidene und höchſt unmaßgebliche Meinung folgende: der deutſche Kaiſer muß zwar einen rothen Bart haben; hat aber dieſer Bart von Natur eine andere Farbe, ſo ſoll er auf Koſten des Staates roth gefärbt werden.

Ein Univerſitätsrector. Das wäre eine ewige Schmach für uns. Wir wollen keinen gefärbten Kaiſer! Eher ſoll der Kaiſer gar keinen Bart, eher ſoll Deutſchland gar keinen Kaiſer haben, als einen ſolchen, den man erſt in die Färberei ſchicken muß, bevor er gekrönt wird.

Ein Univerſitätskanzler. Hochgeehrte, hochgefeierte Verſammlung! Der Unwille des geehrten Redners vor mir iſt nicht unbegründet. Die Magnifizenz hat recht, wenn ſie ſich gegen das Färben ausſpricht. Woher haben wir denn die Garantie, daß des Kaiſers Bart auch die Farbe halten, und nicht bei der erſten Gelegenheit in die natürliche übergehen würde? Ich

ſchlage alſo vor, daß die Reichskleinodien und Reichsgewänder auch noch um einen rothen Bart vermehrt würde, und daß jeder künftige Kaiſer dieſen Bart als eine Reichswürde trage.

Ein anderer Profeſſor. Alſo wäre es wirklich ſchon ſo weit bei uns gekommen, daß wir unſere großen Zwecke durch ſchlechte Mittel erreichen zu können meinen? Schönfärber und Perrückenmacher ſollen die Stützen des deutſchen Kaiſerthums werden? Pfui und nochmals pfui! Wir wollen einen Kaiſer, und wir wollen einen Kaiſer mit einem rothen Bart, mit einem veritabeln, ächten, naturfarbigen rothen Bart. Alles andere iſt vom Uebel. Unſer großes Vaterland iſt, gottlob, noch reich an rothen Bärten und wer dem widerſpricht, iſt ein Verräther, ein Verläumder.

Mehrere Stimmen. Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Der Präſident. Ich erſuche den Redner, ſich zu mäßigen und eine, des großen Gegenſtandes würdige Sprache zu führen.

Mehrere Stimmen. Schluß! Schluß!

Der Präſident. Will die Verſammlung den Schluß?

Unzählige Stimmen. Nein! Nein!

Der Präſident. Die Majorität hat ſich für Fortſetzung der Diskuſſion entſchieden.

(Der Streit um des Kaiſers Bart wird fortgeſetzt.)

3.

Ein Profeſſor. Ehe und bevor wir von einer Flotte reden, müſſen wir uns erſt über den Begriff einer Flotte überhaupt aufzuklären ſuchen. Das iſt meine Meinung!

Ein Hofrath. Das iſt auch meine Meinung! Wir müſſen alſo vor allen Dingen die Frage aufſtellen: Was iſt eine Flotte?

Ein anderer Profeſſor. Uebereilen wir uns nicht, meine Herren! Wenn wir langſam gehen, gehen wir deſto ſicherer. Meine Meinung iſt alſo: Ehe und bevor wir fragen, was iſt eine Flotte? müſſen wir doch nothwendig fragen: Was iſt ein Schiff?

Ein dritter Profeſſor. Oder vielmehr: Was iſt ein Fahrzeug überhaupt?

Ein vierter Profeſſor. Wenn wir von

Fahrzeugen reden, müſſen wir doch nothwendig von dem ausgehen, was das Fahrzeug bedingt, nämlich vom Waſſer. Die Hauptfrage würde alſo lauten: Was iſt Waſſer?

Ein fünfter Profeſſor. Meine Herren! Das Waſſer hat eine außerordentliche Bedeutung. In der Kosmogonie der Hebräer ſchwimmt der Geiſt Gottes auf dem Waſſer. Thales Mileſios, der Schöpfer der griechiſchen Philoſophie, nimmt das Waſſer als das Grundprinzip der Dinge an; Pindar, der größte Lyriker der Hellenen, ein Anhänger der joniſchen Philoſophie, ſagt, daß das Waſſer das Allerbeſte ſei. To men ariston hydor. Den Indiern iſt die Fluth des Ganges heilig und — —

Ein ſechſter Profeſſor. Mein hochverehrter Kollege wird mir erlauben, durch einen kühnen Sprung von der Fluth des Ganges auf die Sündfluth zu kommen. Die Sündfluth bringt uns gleich auf unſer Thema. Denn ich frage: Was war die Arche Noa's anders als ein Schiff. Von der Arche Noa's komme ich auf die Argonauten. Die Argonauten, die nach Kolchis fuhren, um das goldene Vließ zu holen, hatten

ihren Namen dem Namen des Schiffes zu verdanken, auf welchem sie fuhren. Das Schiff hieß nemlich Argo. Hieraus folgen zwei Thatsachen, erstens: Daß die Argonauten auf der Meeresfahrt sich eines Schiffes bedienten und zweitens: daß dieses Schiff Argo hieß.

Ein siebenter Professor. Ich könnte hier auch von den Irrfahrten des Odysseus reden; allein ich will bei dem stehen bleiben, auf welches der hochgeehrte Redner vor mir mit Recht so viel Gewicht legt, nämlich, daß man im frühesten Alterthum bei Meeresfahrten sich der Schiffe bediente und daß diese durch bestimmte Namen ausgezeichnet waren. Es würde sich bei der Schöpfung einer Flotte hauptsächlich um die Frage handeln: Wie sollen die Schiffe dieser Flotte heißen?

Der Hofrath. Es freut mich von ganzem Herzen, daß das gelehrte Siebengestirn, das ich so eben vernommen, diese Lebensfrage so richtig aufgefaßt hat. Wie sollen also die Schiffe heißen?

Ein achter Professor. Es wäre eine Beleidigung gegen den Geist unserer Nation, wenn wir um Namen verlegen wären. Wir ha-

ben einen Bojorix, einen Teutoboch, und blicken wir in die nordiſche Mythologie ſo bieten ſich uns die bekannten Namen: Freia, Iduna, Braga und Mimer dar.

Ein neunter Profeſſor. Bitte, Odin nicht zu vergeſſen.

Ein Landmann. Ich will mir nur die höchſt beſcheidene Frage erlauben, ob die nöthigen Geldmittel zur Schöpfung der Flotte bereits vorhanden.

Ein zehnter Profeſſor. Ich denke, daß der gegenwärtige Moment, in welchem es ſich hauptſächlich um die Verherrlichung unſerer Nation handelt, nicht durch Herbeiziehung ſolcher materiellen Fragen entweiht werden darf. Meine innigſte Ueberzeugung iſt vielmehr, daß wir zuvörderſt über die Namen der einzelnen, zur künftigen Flotte gehörenden Schiffe, im Klaren ſein müſſen. Und da erlaube ich mir zu bemerken, daß wir die Namen weder aus der nordiſchen Mythologie, noch aus der Heroenzeit unſerer Geſchichte nehmen ſollen. Ich meine, daß für eine Nation von den größten Denkern die Namen der größten Denker dieſer Nation die geeig-

neteſten zu dem angeregten Zwecke ſein müßten. Ich ſchlage daher die Namen: Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel vor.

Ein elfter Profeſſor. Wir wollen keine philoſophiſche Flotte; wir wollen keine ſpekulative Marine. Hat die deutſche Nation nicht auch große Juriſten gehabt? Wir wollen keine bevorzugte Fakultät zur See haben.

Der zehnte Profeſſor. Die Jurisprudenz iſt eigentlich gar keine Wiſſenſchaft.

Der elfte Profeſſor. Das iſt eine Beleidigung gegen eine Fakultät, die in dieſer Verſammlung vor Allem das Wort haben ſollte.

Der Präſident. Sie ſind von der Hauptfrage abgekommen.

Ein zwölfter Profeſſor. Ich muß geſtehen, daß die Behauptung, die Jurisprudenz ſei keine Wiſſenſchaft, mild ausgedrückt, eine ungewöhnliche Kühnheit iſt, die man ſich hier am allerwenigſten erlauben ſollte. Und ich trage darauf an, daß dieſe Behauptung widerrufen werde.

Der Landmann. Wenn wir auf dieſe Weiſe verhandeln, wird das Weltmeer vertrocknen, bevor der erſte Maſt für unſere Flotte auf-

gerichtet wird. Wir haben mit der Erſchaffung der Welt angefangen, ſind durch Griechenland, Indien und den äußerſten Norden gereiſt, und ſtehen nun bei der Jurisprudenz, um vielleicht einen Augenblick ſpäter auf die Erfindung des Schießpulvers zu kommen und mit großer Gelehrſamkeit zu beweiſen, daß Keiner von uns es erfunden hat. Ich habe nun ſchon ein Dutzend Profeſſoren gehört; aber ich muß geſtehen, wenn ich noch den Dreizehnten höre, ſteht mir der Verſtand ſtill.

Mehrere Stimmen. Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Der Landmann. Wahrhaftig, die Ordnung wäre ſehr nöthig; denn die Unordnung iſt ſehr groß.

Viele Stimmen. Schluß! Schluß!

Der Präſident. Die Sitzung iſt für heute geſchloſſen und wird morgen mit der Fortſetzung dieſer Debatte eröffnet.

4.

Erſter Redner. Ehe wir die Verfaſſungsfrage erörtern, müſſen wir wiſſen, auf welchem Boden wir ſtehen. Stehen wir auf dem Rechtsboden, oder ſtehen wir auf dem Boden der Revolution?

Stimme auf der Gallerie. Wir ſtehen auf Kohlen.

Erſter Redner. Wenn wir auf dem Rechtsboden ſtehen — und wir ſtehen auf dem Rechtsboden — ſo müſſen wir uns vor allem hüten, mit der Vergangenheit völlig zu brechen. Wir müſſen uns hüten. —

Auf der Gallerie. Ja, hütet euch!

Zweiter Redner. Ich will mich kurz faſſen! — Als Adam noch voll Unſchuld und ſüßer

Herrlichkeit in den Gefilden Edens herumwandelte, lebte er —

Auf der Gallerie. Nicht im Belagerungszuſtande.

Zweiter Redner. Wir aber, meine Herren ſind nicht mehr im Paradieſe. Wären wir im Paradieſe — —

Auf der Gallerie. Ich wollte, der wäre wo der Pfeffer wächſt.

Dritter Redner. Ich liebe die Fürſten und ſchäme mich dieſer Liebe nicht.

Auf der Gallerie. Der hat wenig Schamgefühl.

Dritter Redner. Die Fürſten haben uns groß gemacht; wir wollen dankbar ſein. Umſtürzen iſt leicht; aufbauen iſt ſchwer. Das deutſche Volk iſt, gottlob, noch nicht ſo tief geſunken, daß es die Gewohnheit des Gehorſams ſollte verlernt haben. Gehorſam iſt eine Tugend und das deutſche Volk war immer das tugendhafteſte Volk der Erde. Aber Jugend hat keine Tugend.

Auf der Gallerie. Und Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Vierter Redner. Fünfzehn Jahre lang hat

mich das monarchiſche Prinzip im Kerker gehalten und gequält, und dennoch kämpf' ich jetzt für die Monarchie. Es muß alſo doch etwas daran ſein. Mehr ſag' ich nicht.

Auf der Gallerie. Das iſt nichtsſagend genug.

Fünfter Redner. „Ueb' immer Treu und Redlichkeit, bis an dein ſpätes Grab!" Das iſt mein Wahlſpruch. Nur auf dem Boden des Geſetzes kann die Frucht der Zukunft gedeihen. Der Augenblick iſt wichtig. Wir ſtehen jetzt am Scheidewege. —

Auf der Gallerie. Aber ihr ſeid keine Herkuleſſe.

Fünfter Redner. Wir wollen die Monarchie, aber auf der breiteſten demokratiſchen Baſis. Wir wollen die Fürſten; denn die Fürſten würden nur die erſten Diener des Staates, ſie würden die Diener der Freiheit ſein.

Auf der Gallerie. Da wird die arme Freiheit ſchlecht bedient werden.

Sechſter Redner. Der verehrte Redner vor mir hat mir grad aus dem Herzen geſprochen. Auch ich bin für die Monarchie auf demo-

kratiſcher Baſis; dieſes Baſis muß aber breit ſein, ſehr breit, ſo breit wie möglich. Iſt dieſe Baſis möglichſt breit, ſo haben wir von Uebergriffen nichts zu fürchten. Man hat bei uns angefangen, mit Scepter und Kronen zu ſpielen; das iſt ein verwegenes Spiel. Die Fürſten ſind von Gott eingeſetzt. Alſo ſtimm' ich für die Monarchie, aber auf der breiteſten demokratiſchen Baſis verſteht ſich.

Siebenter Redner. Ich weiß nichts mehr zu ſagen, als was die beiden geehrten Redner vor mir geſagt haben. Und ich denke, das iſt genug geſagt.

Achter Redner. Ich ſchließe mich der Anſicht des geehrten Redners vor mir in jeder Beziehung an.

Neunter Redner. Obgleich ich nichts zu ſagen weiß, was nicht ſchon auf dieſer Tribüne unzähligemale geſagt worden wäre, ſo halte ich es dennoch für eine heilige Pflicht, vor dieſer Verſammlung zu ſagen, daß dieſelbe die Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht verkennen möge. Sonſt wüßt' ich nichts zu ſagen.

Auf der Gallerie. Der iſt doch wenigſtens aufrichtig.

Der Präſident. Es haben bereits fünfundvierzig Redner geſprochen, und noch ſtehen hundertundſiebenundſechzig auf der Rednerliſte. Wollen Sie Alle hören?

Stimmen. Ja! Ja! Nein! Nein!

Zehnter Redner. Warum ſollen wir nicht Alle hören? — Es ſollen Alle reden, Alle ohne Ausnahme. Was könnten wir Beſſeres thun, als reden? Meine Meinung iſt alſo, daß die übrigen hundertundſiebenundſechzig Redner ſich ebenfalls ausreden müſſen.

Auf der Gallerie. Jetzt kommen wir aus dem Regen in die Traufe. Man muß wahrhaftig die Ohren um Verzeihung bitten, wenn man eine halbe Stunde dieſen Rednern zugehört.

5.

Erſter Redner. Ich bin ein gewaltiger Republikaner, aber eben deßhalb will ich keine Republik, weil die Republik die Republikaner verdirbt. Ich will auch die Freiheit, ja ich will nicht nur die Freiheit, ich will auch die Gleichheit; aber dieſe Gleichheit darf nicht jeden Unterſchied der Stände aufheben wollen. Was nun die Orden betrifft, ſo hängen deutſcher Sinn und deutſche Sitte ſo ſehr daran, daß es ſehr gefährlich wäre, ſie abzuſchaffen. Ich bin alſo gegen die Aufhebung des Adels, gegen die Abſchaffung der Orden.

Zweiter Redner. Meine Herren! Erhalten ſei unſere Loſung, nicht Abſchaffen! Aufbauen ſei unſere Sache, nicht Einreißen! Es iſt der Wühlerei in Deutſchland genug; ſoll

ſich die Wühleluſt auch noch in dieſe Verſammlung einſchleichen? Abſchaffen iſt leicht, ſehr leicht; das Wiedereinführen aber iſt ſehr ſchwer. Haben Sie einmal Adel, Titel und Orden abgeſchafft, ſo wird es ſchwer, ja vielleicht unmögſein, ſie wieder einzuführen. Das mögen Sie bedenken!

Dritter Redner. Ich bin ſelbſt von Adel; aber dennoch ſpreche ich für den Adel. Der Adel iſt nothwendig; denn er muß einen Damm bilden gegen die immer mehr überhandnehmende Zahl der Bürger. Wollte man den Adel abſchaffen, ſo würde der Adel nur deſto feſter zuſammenhalten. Glauben Sie denn, Sie könnten mit dem Adel auch die glorreichen adeligen Namen abſchaffen? Der Name eines Grafen Radetzki wird dennoch nach wie vor ſeine hiſtoriſche ruhmvolle Bedeutung erhalten, und in ſeinem ungetrübten Glanze auf die Nachwelt kommen. Den Adel können Sie abſchaffen, aber nicht die Adeligen.

Vierter Redner. Ich kann mir in dieſer Sache mehr als irgend ein Anderer ein Urtheil zutrauen; denn ich bin ein in den Adel-

ſtand erhabener Bürgerlicher. Ja, ich ſcheue mich nicht zu ſagen, daß mich der Zufall von bürgerlichen Eltern geboren werden ließ. Aber eben deßhalb ſpreche ich für den Adel. Warum ſollte denn künftig ein deutſcher Bürger Großes und Gewaltiges ſchaffen, wenn ihm die Ausſicht benommen iſt, in den Adelſtand erhoben und mit Titel und Orden belohnt zu werden?

Fünfter Redner. Der geehrte Redner vor mir hat mir ganz aus dem Herzen geſprochen. Glauben Sie, daß die unſterbliche Lola Montez ſo viel Schönes und Großes in Deutſchland geleiſtet hätte, wenn ſie nicht durch die Erhebung in den gräflichen Stand dazu aufgemuntert worden wäre? Glauben Sie, daß Franz Dingelſtedt ins Nachtwächterhorn geblaſen hätte, wenn ihm nicht ein Legationsrathstitel als erſehntes Ziel vorgeſchwebt hätte? Glauben Sie, es verlohnte ſich der Mühe in Preußen Großes zu vollbringen, wenn man nicht die Ausſicht auf den rothen Adlerorden, wenn auch nur vierter Klaſſe, hätte? Gewiß nicht! Ich bin alſo gegen Aufhebung des Adels, der Titel und der Orden.

Sechſter Redner. Unſere jetzige Jugend iſt leider ſehr geneigt, in ihrer utopiſch-deſultoriſch-demokratiſchen Heißblütigkeit der Erfahrung in's Geſicht zu ſchlagen und mit einem tollkühnen Satze von dem geſicherten Rechtsboden auf den ſchlüpferigen Boden der Revolution zu ſpringen. Sollen wir, die Alten, die Verſtändigen es der Jugend gleich thun? Sollen wir ebenfalls das Beſtehende ſtürzen? Nein wir müſſen vielmehr das Geſtürzte wieder aufrichten. Sollen die durch eine nichts ſcheuende Unterthanentreue zu Orden, Titel und anderen Ehren gekommenen deutſchen Männer plötzlich durch einen Gleichheitswahn ſich um die ſchönen Früchte ihres jemſigen Strebens gebracht ſehen? Das wollen Sie nicht; das können Sie nicht wollen.

Siebenter Redner. Der Adel hat von eher in unſerer Kultur- und unſerer Kriegs- und Literaturgeſchichte herrlich geglänzt. Welche große Dichter unſer Adel hervorgebracht, zeigt Herr von Pechlin; und welche große Maler und Bildhauer er noch hervorbringen wird, iſt kaum abzuſehen. Man wird mir ſagen, daß Homer, Aeſchylus, Sophokles und Pindar, daß Phidias,

Lyſippus, Timantes, Praxiteles, daß Miltiades, Themiſtokles und Epaminondas große Dichter, Bildhauer, Maler und Feldherren geweſen, ohne daß ſie von Adel geweſen wären oder Orden und Titel gehabt hätten. Allein gerade dieſe Männer mögen mir zum Beweiſe dienen. Wenn ſie nämlich ohne Rang und ohne Titel ſchon ſo Großes geleiſtet, was würden ſie erſt geleiſtet haben, wenn ſie Rang und Titel gehabt hätten? Wäre zum Exempel Thucydides geheimer Hofrath geweſen, er würde gewiß eben ſo unſterblich geworden ſein, wie Herr von Raumer. Hätte Hannibal mehrere Orden und den Adelsrang gehabt, er würde ein noch viel größerer General geworden ſein; ja, er wäre vielleicht ein eben ſo guter Feldherr geworden, wie der General-Lieutenant v. Wrangel. Alſo nicht nur nicht gegen den Adel, nicht nur nicht gegen Orden und Titel ſpreche ich, ſondern ich ſchlage vor, daß noch ein neuer Orden geſchaffen werde und zwar zur Belohnung derjenigen, welche in dieſen Tagen des Freiheitsſchwindels für die Erhaltung des Beſtehenden durch Rath und That öffentlich oder geheim ſich auszeichnen. Mein Antrag geht

dahin, daß ein Erhaltungsorden geſtiftet würde. Unterſtützen Sie meinen Antrag, indem Sie ſich erheben. (Alle erheben ſich.)

Präſident. Der Antrag iſt angenommen. — Wir haben einen kühnen Griff gethan, meine Herren. Durch Erhaltung des Adels und der Titel und durch die Gründung eines neuen Ordens, haben wir gezeigt, daß wir Geſchichte zu machen wiſſen.

Ein Zuhörer. Das iſt eine ſchöne Geſchichte.

Präſident. Die Sitzung iſt geſchloſſen.

III.

Miniatur-Bilder

aus der Paulskirche.

Die deutſche Reaktion iſt kaum einen Monat jünger als die deutſche Märzrevolution. Die Fürſten ſahen gleich an unſerm Jubel, an unſeren lyriſchen Ausbrüchen über die uns plötzlich gewordene Freiheit, daß wir noch lange nicht Volk genug ſind, um die Revolution bis zu den äußerſten Konſequenzen durchzuführen. Unſere Freude über die gewonnene Freiheit ließ keinen Grimm über die von unſeren Herrſchern erlittene Drangſale aufkommen. Wir illuminirten die Häuſer und ſangen: „Was iſt des deutſchen Vaterland?“ Wir ſchwärmten, aber wir zürnten nicht; und wir glaubten, daß unſere Fürſten, die uns bis jetzt mit der Knute regiert, uns künftig wie 34 Genien mit ſanften Lilienſtengeln lenken würden. Wir glaubten, der Kurfürſt von Heſſen ſei plötzlich in heißer Liebe für ſein Volk entbrannt und der romantiſche Fried-

zich Wilhelm der Vierte, der am achzehnten März ſeine Reſidenz mit Kartätſchen regalirte, ſei ſchon am neunzehnten ein frommer Hirte ſeiner treuen Heerde geworden. Wir glaubten, daß die unzähligen Beamten- und Polizeiſeelen plötzlich verſchwunden ſeien von der deutſchen Erde und hatten die Ueberzeugung, daß wer eine ſchwarz-roth-goldene Kokarde am Hute trüge, nothwendig auch ein treues deutſches Herz im Buſen tragen müßte. Aber ſchon an der Kompoſition des Vorparlaments konnten wir ſehen, daß wir die günſtige Gelegenheit verpaßt und daß die Transaktion die Mutter der Reaktion werden müſſe. Heckers Unternehmen, das ſelbſt von ſeinen Freunden verworfen werden mußte, weil er es zur ungelegenen Zeit begann, bewaffnete die Feinde der Freiheit mit Gründen gegen die Freiheit und erſchreckte das große Lager der Philiſter, die da fürchteten, man könnte bei der Freiheit keine gute Geſchäfte machen. Diejenigen, die während der drei und dreißigjährigen Unterdrückung nie von dem Mißbrauch der Tyrannei geſprochen, ſprachen jetzt von dem Mißbrauch der Freiheit, und der deutſche Michel

glaubte ihnen und fürchtete ſich vor der Republik und den Anarchiſten und wählte zum größten Theil Männer für die deutſche Nationalverſammlung, die entweder die Zeit nicht begriffen, oder nicht begreifen wollten. Es bildete ſich eine Majorität in dieſer Verſammlung, die nichts Beſſeres zu thun wußte, als die deutſchen Throne, die im Märzſturm ſo ſehr aus den Fugen gegangen waren, wieder feſt zu zimmern. Der Pariſer Juni-Aufſtand gab dieſer Partei eine ungeheuere Waffe in die Hand. Wie man in Stiergefechten durch ein rothes Tuch die friedfertigſten Stiere zur Wuth reizt, ſo reizte man jetzt die Bourgeoiſie durch das Schreckbild der rothen Republik zur Wuth gegen das Proletariat; und die Bourgeoiſie empfing die Armeen, die zur Herſtellung der „Ruhe und Ordnung“ ſich nun über alle deutſchen Länder ergoſſen und das Mark der Bürger ausſogen, mit offenen Armen. Der Unterthanenverſtand ſiegte über den geſunden Menſchenverſtand, und während man noch mit hohem Pathos von den März-Errungenſchaften ſprach, trug man ſchon wieder die alten Ketten.

In der Maſſe des Volkes war indeſſen der

Glaube an die Verſammlung in Frankfurt gänzlich geſchwunden, an jene Verſammlung, die Deutſchland einen unverantwortlichen Reichsverweſer in der Perſon eines Mannes aufdrängte, der kein anderes Verdienſt hatte, als einſt beim Champagnerglaſe einen Toaſt auf die Einheit Deutſchlands ausgebracht zu haben. Der Waffenſtillſtand zu Malmoe, durch welchen die deutſche Nation für die erlittene Schmach eine Million zahlen mußte, erfüllte das Volk mit Ingrimm, und als am achzehnten September ſich einige unbeſonnene Jünglinge verleiten ließen, einen Putſch in einer Stadt zu verſuchen, die mit wahrem Fanatismus dem allein ſeligmachenden Mammon huldigt, war auch der letzte Schein einer Konzeſſion für das Volk verſchwunden und der Belagerungsſtand verbreitete, ſich wie die Cholera von einer Stadt zur andern. Die Majorität der Nationalverſammlung, jene Beamten,- Militär- und Pfaffenſchaar, erhob ihr ſiegreiches Haupt und arbeitete unermüdlich dem alten Regiment in die Hand. Die Linke, die eben auch wenig politiſchen Scharfſinn verrieth, wurde völlig von der Majorität tyranniſirt und matt

gehetzt und die ganze Verſammlung, die ſchon im Mai keinen großartigen bewältigenden Eindruck hervorzubringen vermochte, hatte jetzt das Anſehen einer Geſellſchaft, die keinen andern Zweck hat, als dialektiſche Prozeſſe durchzuführen. Als ich nach der verhängnißvollen September-Kataſtrophe die Paulskirche wieder beſuchte, glaubte ich einem Diſputatorium beizuwohnen, wo man mit Worten ſtreitet, aber doch ſchon im Voraus weiß, wer Recht behalten müſſe.

Indeſſen hat die Verſammlung das große, wenn auch negative Verdienſt, daß durch ſie gar viele Autoritäten ihrer falſchen Glorie beraubt, daß gar vielen Heuchlern, die früher ihre heiße Liebe zum Volke verſichert, die Maske vom Geſicht geriſſen wurde. Das Volk hat wenigſtens durch dieſe Verſammlung gelernt, künftig mißtrauiſch zu ſein und nicht wie früher hohle Phraſen mit aufopfernden Thaten zu verwechſeln. Einer dieſer Entlarvten iſt

Friedrich Waſſermann.

Herr Friedrich Waſſermann iſt aus dem Holz gemacht, aus welchem man deutſche Reichs-

kommiſſäre ſchnitzt. Herr Friedrich Baſſermann begann ſeine politiſche Laufbahn in den dreißiger Jahren, zu jener Zeit, als eine liberale Phraſe goldene Becher erwerben konnte. Herr Friedrich Baſſermann war damals ein blutjunger Menſch und hatte ein ſehr bedeutendes Materialgeſchäft. Seine Mutter, die ihren Fritz durchaus als einen großen Mann ſehen wollte, wandte alles Mögliche an, um ihren Sohn in die badiſche Kammer zu bringen. Was iſt der Mutterliebe unmöglich? Herr Baſſermann wurde gewählt und gehörte bald zu den Mitgliedern der badiſchen Oppoſition, die unſtreitig das Meiſte zu der Erweckung des politiſchen Sinns in Deutſchland beigetragen. Herr Baſſermann hielt lange Reden, brachte Toaſte auf die Freiheit, ſchimpfte auf die Ariſtokratie und bot alles auf, um von ſich reden zu machen. In ſeiner Vaterſtadt Mannheim, wo er zu den reichſten Bürgern gehörte, wurde er hoch gefeiert; indeſſen hatte man doch ſchon damals Urſache manche erhebliche Zweifel in ſeine Volksfreundſchaft zu ſetzen. So ſoll er, als Mitglied des Mannheimer Theater-Ausſchuſſes, einſt auf der Entlaſſung eines Schau-

ſpielers beſtanden haben, weil ihn dieſer auf der Straße nicht gegrüßt. Herr Friedrich Baſſermann fühlte ſich eben ſo ſehr als Genie, wie als reicher Mann; obgleich er, ohne gerade Millionär zu ſein, bei weitem mehr Geld, als Genie beſitzt.

Als Baſſermann juſt im Zenith ſeiner Popularität glänzte, erhob ſich der Februar-Sturm. Die Volkserhebung, mit welcher Herr Baſſermann früher die Regierungen erſchreckte, trat ein und Herr Baſſermann erſchrack vor der Volkserhebung. Herr Baſſermann wollte wie ſein Freund Gervinus, eine friedliche Revolution. Das Volk ſollte ein bischen freier, die Fürſten ſollten ein bischen weniger umunſchränkt ſein und Herr Baſſermann ſollte eine große Rolle ſpielen. Als aber die deutſche Revolution Blut zu vergießen anfing; als man Barrikaden machte; als das Volk die Freiheit wollte, von der Herr Baſſermann früher in der badiſchen Kammer geſprochen und zwar die runde, volle Summe der Freiheit: ſetzte ſich Herr Baſſermann verdrüßlich auf die rechte Seite der Nationalverſammlung, ſprach von Wühlern, Anarchiſten, Rothrepublikanern und wurde Unterſtaatsſekretär. Herr Baſ-

ſermann zog nun ein diplomatiſches Geſicht an und wurde Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Reaktion. Ja, er wurde ſogar ſtolz darauf, ein Gehülfe des Herrn von Schmerling zu werden und der Rückſchrittspartei die ordinärſten Dienſte zu leiſten.

Herr Baſſermann, der bereits ſo ſchöne Proben von ſeiner Gelehrigkeit abgegeben, wurde, wie männiglich bekannt, zum Reichskommiſſär, zum Commis voyageur der Centralgewalt ernannt.

Die deutſchen Reichskommiſſäre haben mit den Commis voyageurs beſonders das gemein, daß man ihnen, wenn ſie zudringlich werden, ſogleich die Thüre weiſt. Herr Baſſermann wurde nach Berlin geſchickt, um den heftigen Widerſpruch, der ſich zwiſchen der dortigen konſtituirenden Verſammlung und der Krone erhoben, auf eine befriedigende Weiſe zu löſen. Herr Baſſermann ſetzte ſich in den Poſtwagen und, da er in Berlin vor Geſtalten und rothen Federn erſchrack, fuhr er ſchnell nach Potsdam. Herr Baſſermann wurde in Potsdam durchaus nicht zudringlich; er rang dem König von Preußen durchaus

keine Konzeſſionen ab; deßhalb ſpeiſte er auch an der königlichen Tafel, trank mit Sr. Majeſtät vortrefflichen Champagner und kehrte nach Frankfurt zurück, voll Begeiſterung für Se. Majeſtät, Friedrich Wilhelm den Vierten.

Man kann ſich in der That nichts Poſſierlicheres denken, als jene Berichterſtattung des Herrn Baſſermann von ſeiner Berliner Miſſion. In Berlin, wo er des Nachts ankam, hat Herr Baſſermann nichts geſehen, als blutige Guillotinen und Dutzende von Galgen, nichts als Rothrepublikaner, die auf langen Spießen blutige Ariſtokratenköpfe trugen, während er in Potsdam von königlichem Champagner und königlicher Großmuth ganz berauſcht wurde.

Herr Baſſermann iſt Parvenü, und damit iſt Herr Baſſermann vollkommen bezeichnet. Von einer großartigen Weltanſchauung, von einer ſtaatsmänniſchen Auffaſſung welthiſtoriſcher Momente, iſt in Baſſermann auch nicht die Spur. Seinem krämerhaften Sinn widerſtrebt jede bewegende Idee und er begreift keine Größe, die nicht mit der Elle gemeſſen werden kann. Als Redner fehlt es Baſſermann an jenem Feuer der

Begeiſterung, das die Herzen entzündet. Sein Organ iſt ſchwach und oft überſchlagend. Dafür hat er aber eine eiſige Ruhe, die ihm das mangelnde Talent wenigſtens zum Theil erſetzt. Baſſermann iſt von mittlerer Geſtalt. In ſeinem Geſichte ſpiegelt ſich jenes koloſſale Selbſtbewußtſein ab, das er oft genug bekundet hat. Es iſt kaum ein Menſch denkbar, der eine größere Geringſchätzung gegen die Beſcheidenheit hätte, als dieſer Friedrich Baſſermann.

v. Beckerath.

Beckerath ſieht aus, wie ein transzendentaler Profeſſor der Theologie. Von ſeinem Rednertalente hat man in Frankfurt viel erwartet, da er von dem vereinigten Landtage her einige Schachteln errungener Lorbeerkränze mitgebracht hatte. Er hat aber dieſen Erwartungen durchaus nicht entſprochen. Es fehlt ſeinem Vortrage an jener Lebhaftigkeit, an jener Kraft der Ueberzeugung, die den Zuhörer unwillkürlich hinreißt und ſein Ohr an des Redners Mund feſſelt. Beckerath ſpricht, als ob er den Stockſchnupfen hätte. Sein Vortrag iſt ſehr blumenreich; doch ſind dieſe

Blumen durchaus nicht ſeltener Art, ſondern meiſtens ſolche, die auf jedem Romanboden wild wachſen. Seine Vorträge könnte man politiſche Predigten nennen, da ſie faſt eben ſo viel Gottesfurcht als Politik enthalten. Beckerath ſpricht gern von dem Dom der deutſchen Einheit, den man bauen müſſe. Daß dieſer Dom gebaut werden muß, iſt gar keine Frage; daß aber ein ſolcher Dom ganz andere Baumeiſter verlange, als Herr Beckerath iſt, unterliegt keinem Zweifel.

v. Vincke.

Viel lebhafter, feuriger und beweglicher als Beckerath, iſt Vincke. Eine unterſetzte, derbe Geſtalt, ein volles ſpießbürgerlich-geſundes Geſicht mit karmeſinrothen Wangen und rothblondem Backenbarte, eine eingedrückte Naſe, die ſich kaum aus dem Geſicht herauswagt und mit dem trotzigen Mund in engſter Nachbarſchaft ſteht, laſſen eher einen reichen Fabrikanten, als einen hochgebildeten Staatsmann in ihm vermuthen. Vincke gehört unſtreitig zu den begabteſten Rednern der Verſammlung; doch fehlt ihm noch ſehr viel, um ein großer Redner zu ſein. Er ſpricht

ſehr ſchnell, ſo daß er ſich oft überſtürzt. Er ſtößt die Sätze mit ſo großer Geſchwindigkeit hinaus, als habe er nicht Zeit genug, ſich auf der Tribüne aufzuhalten. Seine Rede ergießt ſich nicht wie ein breiter, glatter, klarer Strom, ſondern wallt heftig auf, wie ſiedendes Waſſer. Sein Vortrag kocht, aber er glüht nicht. Vinckes Vorträge ſind aphoriſtiſcher, polemiſcher Art. Er notirt ſich die ſchwachen Seiten ſeiner Vorredner und ſucht ſie mit ſo viel Witz als ihm möglich zu widerlegen. Vincke hat erſtaunlich viel Selbſtbewußtſein. Wenn er geſprochen, eilt er zu ſeinem Sitze, ſtreckt die Beine von ſich, wirft den Kopf zurück und ſchneidet ein ſo ſüffiſantes Geſicht, als denke er an nichts anderes, als an die Armeen, die er geſchlagen.

Raveaux.

Raveaux iſt eine lange hagere Geſtalt. Sein bleiches, kränkliches Geſicht, dem der kohlſchwarze Schnur- und Zwickelbart etwas höchſt Intereſſantes verleiht, wird von ein paar großen, dunkeln, feuerigen Augen belebt, die von Kraft und Energie zeigen. Raveaux's Kopf erinnert an

jene Köpfe, die der große Meiſter Van Dyk durch den Zauber ſeines Genies verewigt. Raveaur würde ausſehen wie ein Grand von Spanien, wenn ſeine Haltung mehr Grandezza hätte.

Raveaur's Vortrag iſt einfach und ſchmucklos, aber klar und gediegen. Er ſagt nicht mehr und nicht weniger, als er ſagen will, und läßt nicht, wie ſo viele andere redſelige Redner, kleine Gedanken in prächtigen brokatenen Wortgewändern aufmaſchiren. Er zerrt keine hinkende Gleichniſſe bei den Haaren herbei und ſpricht nicht, um das Vergnügen zu haben, ſich ſprechen zu hören. Daher verfehlt er auch nie ſeine Wirkung. Wenn er ſpricht, verliert er nie die Ruhe und der Zuhörer nie die Geduld. Sein kölniſcher Dialekt gereicht ſeinem einfachen Vortrage durchaus nicht zum Nachtheile. Das ſind freilich große Vorzüge; aber es fehlt Raveaur an Charakterfeſtigkeit. Raveaur iſt kein Mann der Revolution. Seine Politik ſteckt im Herzen, aber nicht im Kopfe; deßhalb folgt er den Wallungen des Blutes und ſieht gewöhnlich zu ſpät ſeinen Irrthum ein.

Dahlmann.

Dahlmann ſieht aus, als ob er ſich über ſich ſelbſt ärgerte. Ein Maler könnte den Verdruß nicht beſſer perſonificiren, als wenn er Dahlmann abkonterfeiete. Man kann ſich keinen unbeholfenern Redner denken. Das Sprechen ſcheint für ihn eine radbrechende Arbeit. Er kaut und beißt an jedem Wort; und nur im Schweiße ſeines Angeſichtes bringt er einen Satz zu Stande. Und dennoch iſt das, was er ſagt, faſt ohne Bedeutung. Es fallen ihm durchaus keine Goldſtücke aus dem Munde, ſondern abgekniffene Kupfermünzen, die oft nicht einmal einen gangbaren Kours haben. Als Hiſtoriker hat ſich Dahlmann bis jetzt eines bedeutenden Rufes bei uns erfreut. Er hat auch ein Buch über Politik geſchrieben; aber nicht Jeder, der über Medizin ſchreibt, iſt auch nothwendig ein guter praktiſcher Arzt. Dahlmann gehört zu denjenigen, die in den heiligen Hallen der Paulskirche ihren Lorberkranz verloren haben.

Mittermaier.

Eine ſchlanke, hagere Figur mit einem ſilberweißen Haupte. Das Geſicht, in welchem ſo viel Milde, ſo viel lächelnde Gutmüthigkeit ruht, muß nothwendig für den Mann einnehmen, den ſo viele deutſche Rechtsgelehrte ihren Lehrer nennen. Als vieljähriges Mitglied der badiſchen Kammer, deren Präſident er häufig war, iſt er mit dem parlamentariſchen Leben ſehr vertraut. Mittermaier iſt ein vermittelndes Naturel. Mittermaier ſtolpert über keinen Stein, der am Pfade der Politik liegt; er weicht ihm vorſichtig aus und bittet ihn noch obendrein um Entſchuldigung. Er gehört nicht zu jenen demant-harten Charakteren, die einſchneidend auf alles Spröde wirken. Mittermaier's Naturel iſt ein fügſames, anſchmiegendes. Mittermaier möchte es gern Jedem recht machen, ſich Jedem anbequemen. Als Redner iſt Mittermaier ziemlich gewandt; aber er ergreift nicht; denn es fehlt ihm ſowohl an Energie wie an Urſprünglichkeit. Auf dem breiten Strome ſeiner Reden, oder vielmehr auf dem Strome ſeiner

breiten Reden, begegnet man nur ſehr ſelten einem mit Gedanken befrachteten Fahrzeug. Man ſieht dieſen Strom häufig vor lauter Waſſer nicht, in welchem Waſſer die Geduld des Zuhörers oft verzweifelnd herumzappelt, um an's Ufer zurück zu gelangen. —

Welcker.

Die konſtituirende Nationalverſammlung in Frankfurt zählt nicht weniger als 86 Profeſſoren. Wenn ich alſo eben über zwei Profeſſoren geſprochen, ſo iſt das eben ſo ſehr in der Ordnung, als wenn ich jetzt gleich von einem vierten ſpreche und zwar von einem, ſeines Freimuths wegen in vormärzlichen Zeiten penſionirten Profeſſor, ich meine — Welcker. Welcker iſt eine unterſetzte, derbknochige Geſtalt mit einem glattraſirten rothen Geſichte und großen, blauen Augen.

Welcker galt vor der Februarrevolution für einen gewaltigen Revolutionär, und es war für einen ruhigen Bürger in Baden faſt gefährlich, öffentlich mit ihm zu verkehren. Er war ſo zu ſagen ein polizeiwidriger Umgang. Unmittelbar nach den März-Ereigniſſen iſt Welcker Bundes-

tagsgeſandter geworden und ſeit der Zeit weiß er nichts beſſeres zu thun, als dem monarchiſchen Prinzip lakaienhaft den Schemel vor die Füße zu rücken. Man hat deshalb Welckers Charakter verdächtigt; allein ich glaube, man thut ihm Unrecht. Welcker theilt nur das Loos ſo vieler Liberalen von ehedem. Dieſe haben ihr redliches Theil beigetragen, das Volk für die Revolution reif zu machen; als aber der Sturm der Revolution heranbrauſte und ihnen heftig in's Geſicht blies, kehrten ſie erſchrocken um und wurden nun mit aller Kraft rückwärts getrieben. Mit dem Augenblick, als in Deutſchland die Bewegung ausbrach, war Welckers Miſſion vollbracht. Hätte Welcker dies erkannt, hätte er eingeſehen, daß er zu alt ſei für die junge Zeit, man hätte ihm den Lorbeer gereicht. Er hat dies aber nicht eingeſehen und ſich vielmehr dafür hergegeben, mit ſeinem Namen den von ganz Deutſchland verdammten deutſchen Bund wieder zu Ehren zu bringen. Er hat den deutſchen Bund nicht zu Ehren gebracht; aber der deutſche Bund hat ihm ſeinen Lorbeerkranz gekoſtet. Welcker hätte wiſſen ſollen, daß ein geſunder

Menſch durch ſeine Geſundheit nie einen Peſtkranken heilt, daß er ſelbſt aber durch dieſen angeſteckt wird. Die deutſchen Regierungen, die ſchon im März daran dachten, den Strom der Bewegung wieder in's alte, enge Bett zurückzudämmen, hätten keinen klügern Streich thun können, als durch jene Fuſion des Bundestages die populärſten Namen zu vernichten. Der Streich iſt ihnen trefflich gelungen, wer ſich aber zu dieſem Streich hergegeben, iſt zu bedauern.

Welcker gehört zu den hervorragenderen Rednern der Nationalverſammlung; aber man kann durchaus nicht ſagen, daß er ein guter Redner iſt. Er iſt viel zu heftig, viel zu ungeſtüm auf der Rednerbühne. Er gibt ſich nicht viel mit Vernunftgründen ab; ja, er giebt ſogar der Logik ſehr derbe Ohrfeigen. Er will die Zuhörer nicht erſt überzeugen, ſondern fordert dieſe Ueberzeugung gleich als einen, ſeiner Autorität ſchuldigen Tribut. Er will die Feſtung mit Sturm einnehmen, noch ehe er ſie belagert. Sobald er in's Feuer geräth, und das geſchieht gewöhnlich, nachdem er einige Minuten auf der Rednerbühne iſt, macht er Bewegungen mit den Armen, als wollte

er Steine einrammeln, oder Butter ſtampfen. Welcker ſpricht mit Händen und Füßen. Man kriegt Schwindel, wenn man ihn reden ſieht. Welcker ſpricht mit Leib und Seele, doch mit jenem viel mehr, als mit dieſer.

v. Soiron.

v. Soiron, weiland Präſident des Fünfziger-Ausſchuſſes, mag ungefähr ein halbes Jahrhundert alt ſein. Eine wohlgenährte, ſehr wohlgenährte Perſönlichkeit, der man es anſieht, daß ſie unter den Freuden dieſes Lebens die Tafelfreuden durchaus nicht gering ſchätzt. Soirons Geſicht glänzt wie der Vollmond, und der Rand dieſes Vollmonds wird von einem ſchwarzen Backenbart umgränzt, der viel mehr Fülle beſitzt, als das Haupthaar. Soirons Stirne hat kein Ende. Sein kahler, von ſchwarzem Schläfenhaar umfaßter Scheitel, glänzt durch die ganze Paulskirche. Soirons Glatze liegt frei und offen vor der Welt, was man von ſeiner politiſchen Geſinnung eben nicht behaupten kann. Die Weltgeſchichte ſagt uns, daß Julius Cäſar ſeine Glatze durch einen Lorbeerkranz geſchickt zu ver-

bergen ſuchte; Soiron müßte, um dies ebenfalls thun zu können, ſich eines ſehr dichten Lorbeerkranzes bedienen. Durch die Führung des Präſidiums bei den Debatten über die Centralgewalt hat er ſich aber keinen Lorbeerkranz erworben, und ſeine Glatze wird wahrſcheinlich nie eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangen.

Als Redner iſt Soiron ein gewaltiger Schreier. Soiron ſpricht nicht, er betäubt. Man kann ſehr harthörig ſein und Soiron dennoch hören, wenn er von der Tribüne herab ſeine Haudererſtimme erdröhnen läßt.

Venedey.

Venedey iſt ein ſtarker Dreißiger mit langen hellblonden Mähnen und einem rothblonden Barte. Man ſieht von ſeinem Geſichte nichts, als eine Brille und eine Naſe, die verſtohlen aus dem rothen Urwald hervorblickt. Er hat die Gewohnheit, den Kopf etwas ſeitwärts zu tragen, was bekanntlich Alexander der Große auch that. Indeſſen will ich durch dieſen Vergleich Venedey nicht zu nahe treten. Venedey iſt ein Gefühlspolitiker. Er denkt mit dem Herzen und trägt

das Herz ſtets auf der Zunge. Venedey iſt kein bedeutender Redner. Sein Vortrag iſt in der lyriſchen Wolle gefärbt. Er verräth viel Wehmuth in ſeinen Reden, die er etwas greinerlich vorträgt. Venedey gehört zu der in der Nationalverſammlung ziemlich ſtark vertretenen Klaſſe der Dulder. Er trägt die politiſche Märtyrerkrone wie Eiſenmann, Sylveſter Jordan u. A.; und er ſpricht von dem Glanze dieſer Krone eben ſo gern, wie ein Fürſt von der ſeinigen. Venedey vermeidet nicht gerne von dieſem ſeinem Märtyrerthum zu ſprechen. Venedey hat viele Jahre das Brod des Exiles gegeſſen und er benutzt jede Gelegenheit, um zu ſagen, wie ſchwer er es verdaut hat. Venedey iſt indeſſen ein Mann von Geiſt, was man nicht jedem unſerer politiſchen Märtyrer nachſagen kann. Viele dieſer Märtyrer gehen jetzt herum wie der heilige Dionyſius. Sie tragen einen Heiligenſchein; aber ſie haben den Kopf verloren.

Heckſcher.

Heckſcher, ein Hamburger Advokat, iſt einer der beredſten Redner. Er ſpricht ſehr gern, ſehr oft, ſehr lang und ſehr breit. Der dankbarſte Zuhörer des Herrn Heckſcher iſt Herr Heckſcher ſelbſt. Heckſcher hat eine ſprudelnde Beredſamkeit; aber wenn er einmal angefangen hat zu ſprudeln, fällt es ihm ſehr ſchwer, aufzuhören. Das Waſſer ſeiner Beredſamkeit duldet keinen Krahnen. Heckſchers Vortrag hat keine Balken.

Herr Heckſcher beſitzt keinen Ehrgeiz. Er hat ſich nicht in die Paulskirche gedrängt, nur wegen der Unſterblichkeit; im Gegentheil, ſeine Vaterſtadt Hamburg mußte ihn faſt nöthigen, nach Frankfurt zu gehen. Und um jeden Schein der Eitelkeit von ſich zu wälzen, hat Herr Heckſcher ſeiner Vaterſtadt Hamburg erklärt, daß er die heiligen Räume der Paulskirche nur unter der Bedingung betreten würde, wenn ihm ſeine Vaterſtadt Hamburg zwanzig Mark Banko täglicher Diäten bewilligte. Die Stadt Hamburg bewilligte ihrem Sohne Heckſcher die verlangte Summe und ſo ging Herr Heckſcher nach Frankfurt. Dem

Herrn Heckſcher iſt das Vaterland ſehr theuer; indeſſen iſt Herr Heckſcher ſeinem Vaterlande noch viel theuerer.

Jahn.

Wer aber iſt der Mann mit dem langen ſchwarzen Rock und dem umgeſchlagenen breiten weißen Hemdekragen? Wer iſt der Mann mit dem langen weißen Bart und dem ſchwarzen Sammkäppchen auf dem ſchneeweißen Kopfe? Wer anders könnte es ſein, als der Altmeiſter der Turnerei, der alte Jahn? Wer anders in Deutſchland könnte ſo was ganz Appartes ſein und ſein wollen, als er? Eine kurioſe Erſcheinung dieſer Vater Jahn! Wenn er durch die Räume der Paulskirche geht mit dem eiſernen Kreuz und der Denkmünze von Anno 13 auf der Bruſt, meint man, er ſei ein Geiſt, der ſich im Grabe gelangweilt und nur die Unterwelt auf Urlaub verlaſſen, um zu ſehen, ob da droben bei den lebendigen Menſchen nichts Neues vorgefallen. Jahn geht in der Paulskirche herum wie eine unangenehme Erinnerung. Man kann ihn nicht ſehen, ohne an die heilige Allianz zu

denken, an jene heilige Allianz, der nichts heilig war. Jahn hat seine Verdienste gehabt, das wird Niemand verkennen. Er hat zu einer Zeit, wo in der Begeisterung der Deutschen das einzige Rettungsmittel lag, diese Begeisterung bei der deutschen Jugend genährt. Allein das ist schon lange her. Indessen hatte damals schon sein Wirken des Unangenehme des Ausschließlichen, des Zunftmäßigen gehabt. Er hat ein besondere Turnerterminologie geschaffen, die sich bis auf's Grüßen erstreckte. Er hat das Turnen nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachtet und ist die Ursache geworden, daß Viele die Spitze einer Kletterstange für das höchste zu erstrebende Ziel ansahen. Die jetzige Jugend hat das Wesen des Turnens viel richtiger und schöner erfaßt; durch die jetzige Jugend könnte aber Jahn auch sehen, wie alt er geworden. Ein öffentlicher Charakter kann überhaupt seinem Ruhme nicht mehr im Lichte stehen, als den Tod zu lange auf sich warten zu lassen. Die Unsterblichkeit besteht in dem großen Geheimniß zur rechten Zeit zu sterben, oder sich vom öffentlichen Leben zurück zu ziehen und auf den Tod zu warten. Washington

hat dies Geheimniß verſtanden wie kein Anderer; aber Jahn iſt kein Waſhington.

Arndt.

Der alte Fehler der Deutſchen, bei den wichtigſten Lebensfragen mehr auf die Regungen des Gemüthes, als auf die Stimme des geſunden Menſchenverſtandes zu hören, iſt bei den Wahlen zu dieſer Nationalverſammlung wieder recht grell hervorgetreten. Man hat die haute volée unſerer Literatur- und Gelehrtenwelt gewählt aus bloßer Artigkeit gegen unſern Ruhm. Bei vielen dieſen Renomeen wollte man die Unbilden wieder gut machen, die früher ein despotiſches Regiment an ihnen begangen, und ſo hat man die Dulder des frühern Polizeiſtaates aus Reſpekt vor ihren Dornenkronen in die Verſammlung gewählt, ohne ſich erſt zu fragen, ob ſie noch Kraft und Energie genug beſäßen, in den gewaltigen Orkanen dieſer Zeit auch nur feſt zu ſtehen, geſchweige denn rüſtig fort zu ſchreiten. Die deutſche Pietät hat hier wieder die dummſten Streiche gemacht; denn ihr haben wir es zu verdanken, daß ſo viele Profeſſoren und viele Märtyrer auf

den Bänken der Paulskirche ſitzen, und oft eine Sprache führen, für welche unſerer Zeit des Verſtändniß gänzlich abgeht. —

Ein Profeſſor und Märtyrer zugleich, der früher ungewöhnliche Verdienſte um unſer Vaterland ſich erworben, jetzt aber an dem unverbeſſerlichen Fehler eines hohen Alters leidet, iſt Moritz Ernſt Arndt. Arndt iſt ein faſt achtzigjähriger Greis. Zur Zeit, als Preußen durch Napoleons welthezwingendes Genie und Glück zu einer politiſchen Null herab geſunken war, kämpfte Arndt durch Wort und Schrift, in Proſa und in Verſen, unermüdlich für die Wiederherſtellung Preußens. Er war der Peter von Amiens im Kreuzzuge gegen Frankreich. Er wallfahrtete von einem Ende Deutſchlands zum andern und machte im Geheimen Propaganda für die Sache Preußens. Arndt zog für Friedrich Wilhelm III. die Kaſtanien aus dem Feuer. Als Napoleon geſchlagen war, ließen ſich Friedrich Wilhelm III. und ſeine gekrönten deutſchen Vettern die geröſteten Kaſtanien trefflich ſchmecken; aber diejenigen, die ſie aus dem Feuer geholt, hatten nur die verbrannten Finger davon. Arndt

wurde, als er ſich nach der Vernichtung der Franzoſenherrſchaft über die nunmehr eingetretene deutſche Polizeiherrſchaft derb ausließ, als unnützer Demagog verhaftet, aller ſeiner Papiere beraubt, ſeines Amtes entſetzt und den ärgſten Mißhandlungen Preis gegeben; und erſt mit der Thronbeſteigung des jetzigen Königs von Preußen, erſt zwanzig Jahre ſpäter, wurde Arndt rehabilitirt. Die deutſche Loyalität genießt aber eine ſolche unerſchütterliche Geſundheit; die deutſche Treue hat ein ſolch zähes Leben, daß durch Fußtritte und Rippenſtöße ihre Geſundheit ſich nur noch mehr befeſtigt. Arndt ſchwärmt, trotz ſeiner von Preußen erlittenen ſchmachvollen Undankbarkeit, noch immer für die preußiſche Krone. Arndt ſpricht immer von preußiſcher Herrlichkeit, von preußiſcher Größe. Arndt kann, eben ſo wenig wie der Turnkunſtmeiſter Jahn, die Gefühle von Anno 13 los werden; und man muß geſtehen, es gehört ein ſehr guter Magen dazu, um dieſe eingepöckelten Gefühle verdauen zu können. Arndts Perſönlichkeit iſt ſehr einnehmend. Eine mehr als mittlere Geſtalt in einem langen ſchwarzen deutſchen Rocke, hat er das Anſehen eines würdigen

Prälaten. Um ſeinen Mund ſpielt beſtändig ein ſanftes, anmuthiges Lächeln; und ſein offenes, freies kindliches Auge zeigt, daß er im Reiche der Phantaſie kein unwillkommener Gaſt iſt.

Arndt gehört zu unſeren beſſeren lyriſchen Dichtern. Er hat auch wie männiglich bekannt die große Frage: „Was iſt des deutſchen Vaterland?“ in Reime gebracht. Dieſe von ihm beſungene und von unſerem Volke ſo oft geſungene Frage, hat Arndt bei der Abſtimmung in der deutſch-öſterreichiſchen Angelegenheit beantwortet; Arndt hat, indem er für das Gagern'ſche Programm ſtimmte, ſich den Lorbeerkranz, den ihm das deutſche Volk für ſein deutſches Lied geflochten, ſelbſt vom Haupte geriſſen, und ſich für immer aus dem Herzen des Volkes verbannt, in welchem er ſo lange gelebt.

Herr von Schmerling.

Wir kommen jetzt auf ein anderes Mitglied der National-Verſammlung, das mit Arndt nicht die geringſte Aehnlichkeit hat, nämlich auf den Herrn v. Schmerling. Herr v. Schmerling iſt weder Profeſſor, noch Märtyrer, weder Schrift-

ſteller, noch Dichter, weder ein verborgenes Talent noch ein entdecktes Genie. Noch vor einem Jahre war Herr v. Schmerling eine unbekannte Größe. Seit mehreren Monaten iſt Herr v. Schmerling zwar bekannt, aber durchaus keine Größe geworden. Eine hagere, aalglatte, überall durchſchlupfende Perſönlichkeit dieſer Herr v. Schmerling! Er ſieht aus wie der Gott der Unbedeutendheit. In dieſem Geſichte iſt nichts groß, als die Naſe; nichts auffallend als ein gewiſſer höhniſcher widerwärtiger Zug. Als Redner giebt ſich Herr v. Schmerling viel Mühe, ſatyriſch zu ſein; aber ſeine Satyre hat eingeſetzte Zähne und kann nicht beißen. Herr v. Schmerling beſtrebt ſich auch witzig zu ſein. Er ſtrengt ſich an, die Suppe ſeiner Reden mit attiſchem Salz zu würzen; aber der Zuhörer geräth immer in Zweifel, warum dieſe Reden ungewürzt bleiben, ob aus Ueberfluß an Suppe oder aus Mangel an Salz. Indeſſen beſitzt Herr von Schmerling die diplomatiſche Fähigkeit, nicht roth zu werden, und der Freiheit Schmeicheleien zu ſagen, während er ihr mit innerem Vergnügen auf den Fuß tritt. Es iſt viel angeborner Jeſuitismus in die-

ſem Herrn von Schmerling. Herr von Schmerling iſt ein parodirter Metternich. Herr von Schmerling ſpricht einen furchtbaren Dialekt; in ſeinem Munde wird die öſterreichiſche Mundart doppelt öſterreichiſch. Wenn Herr von Schmerling ſpricht, hüllt ſich der Wohllaut in Sack und Aſche. Mit dem Eintritt des Herrn von Schmerling in's Reichsminiſterium war der Sieg der Reaktion entſchieden.

Vogt.

Vogt aus Gießen iſt eine runde, breitſchulterige äußerſt behäbige Geſtalt. Er ſieht aus wie ein glücklicher Pächter, der ſeine Revenuen nicht ganz verzehren kann. Sein volles Geſicht, in welchem die Züge im eigenen Fett erſticken, wird doch durch ein paar dunkelbraune, feurige, überall hinſchießende Augen ſehr belebt. Vogts Geſtalt erinnert an den Girondiſten Barbaroux. Vogt redet nicht nur auf der Tribüne, ſondern auch auf dem Sitze und vor und zwiſchen den Sitzen. Vogt iſt nicht ohne einen gewiſſen vierſchrötigen Humor. Es fehlt ihm auch nicht an

Grazie; aber dieſe Grazie iſt etwas niederländiſcher Natur; ſie lächelt pausbäckig. Vogt ſetzt ſelbſt in ernſten Dingen nicht gern den Spaß bei Seite. Vogt beſitzt eine große Tugend; er iſt nämlich deutſcher Profeſſor, aber man ſieht es ihm dennoch nicht an. Er hat in ſeinem Weſen nichts hölzernes, welches an das Holz des Katheders erinnerte, wie bei vielen ſeiner Kollegen. Vogt gehört zu den beſten und beliebteſten Rednern in der Paulskirche. Selbſt ſeine Gegner hören ihn gern. Er hat zwar mit einem Organ zu kämpfen, das nicht für den lebendigen Fluß der Rede geeignet ſcheint; doch weiß er dieſe Schwierigkeit zu überwinden. Vogt gehört zu den bedeutendſten Perſönlichkeiten der ganzen Verſammlung.

Biedermann.

Biedermann iſt halb Dandy, halb deutſcher Profeſſor. Mit gebrannten Löckchen, weißen Manſchettchen, ſorgfältig gebogenen Vatermörderchen, ſieht Biedermann ſtets aus, als käme er eben aus der Werkſtätte des Friſeurs und des Marchand-Tailleur; aber in dieſer Geleckt-

heit der Erſcheinung liegt eine gewiſſe Pedanterie, eine gewiſſe Schulfuchſigkeit, die ſich gar nicht verkennen läßt. Auf dem Modefrack des Profeſſors Biedermann liegt immer deutſcher Bücherſtaub.

Biedermann befolgt die Regel: „ſchreibe wie du ſprichſt!“ ſehr genau; aber Biedermann ſpricht ſehr, ſehr, ſehr langweilig. Seine Vorträge ſind dünn und geſchmacklos wie deſtillirtes Regenwaſſer. Keine Spur von Gefühl, keine Spur einer tiefen Idee! Das friſirte Biedermännchen mit dem ſpitzigen Näschen, den halb zugekniffenen Aeuglein und dem vorſichtig geſtutzten Bärtchen iſt weder kalt noch warm, weder Fiſch noch Fleiſch. Sein ſächſiſches Herzchen iſt zu klein für einen großen Gedanken. Die Göttin der Mittelmäßigkeit kann keinen eifrigern Prieſter finden, als dieſes dünne Männchen, das ſchon ſo viele dicke Bücher geſchrieben. Die Mittelmäßigkeit iſt in der Nationalverſammlung überhaupt ſehr ſtark vertreten; dagegen läßt ſich indeſſen nicht viel ſagen. Es verhält ſich mit den Menſchen wie mit unſerer Erde. Auf dieſer iſt das Flachland die Regel und die in die Wolken ragenden

Berge nur die Ausnahme. Aber daß ſelbſt ſo viele unſerer berühmteſten Männer ſo mittelmäßig ſind, daß ſelbſt unſere früher ſo hochgeprieſenen Berge ſich nur als Maulwurfshügel erwieſen haben: das iſt ſehr betrübend.

Wilhelm Jordan.

Wilhelm Jordan iſt ein angehender ſchlanker Dreißiger mit einem bleichen, etwas parodirten Chriſtusgeſichte. Wilhelm Jordan iſt, wie ſein Namensvetter Sylveſter, gewiſſermaßen Märtyrer. In Sachſen hat er unter dem alten Regimente eine kleine deutſch-polizeiliche Paſſionsgeſchichte durchgemacht. Für den Sitz im ſächſiſchen Gefängniſſe hat er jetzt einen Sitz im deutſchen Parlament. Wilhelm Jordan hat ſeine Carriere mit einem etwas pikanten Atheismus begonnen. Wilhelm Jordan war ein abgeſagter Feind von dem lieben Herrgott und war ſchon häufig drauf und dran, ihm die Scheiben einzuſchmeißen. Der Himmelsſtürmer Jordan konnte, wie der Samiel im Freiſchütz, den Namen Gottes gar nicht nennen hören, ohne über Hals und Kopf davon zu laufen. Daß er nebenbei

auch einen wüthenden Republikanismus zur Schau trug, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn Jordan gekonnt hätte, würde er den himmliſchen Thron des Allmächtigen an den Barrikaden zerſchlagen und verbrannt, und an deſſen Gluth ſich die Cigarre angeſteckt haben, gerade wie es die Franzoſen mit dem Julithron gemacht. Fürſt Lichnowsky aber, der Eckard der unantaſtbaren Legitimität, hat Jordans Herz an einem ſchönen Sommertage zum Beſſern gelenkt. Jordans Erzrepublikanismus iſt vor der Sonne der Lichnowsky'ſchen Durchlaucht ganz und gar zuſammengeſchmolzen; und ich bin feſt überzeugt, daß er ſich auch bald mit dem lieben Gott, der ihm doch wahrſcheinlich nie etwas zu Leide gethan, vollſtändig, wenn auch nicht öffentlich ausſöhnen wird.

Jordan hat ſeinen Abfall von der Sache der Freiheit durch ſeinen Vortrag über die polniſche Frage offen dargethan; und dieſem Abfall hat er noch obendrein das Siegel der unverſchämteſten Unverſchämtheit aufgedrückt. Die Geſchichte hat in der That kein Beiſpiel, daß in einer Verſammlung, die aus einer Revolution hervorge-

gangen, die das Resultat einer für die Freiheit und Selbstständigkeit jeder Nation glühenden Schilderhebung ist: daß in einer solchen Versammlung ein junger Mensch, der bis jetzt nichts gethan hat, als Schönfärberei mit Phrasen zu treiben und holperige Verse zu machen, stundenlang ein Volk verhöhnen und beschimpfen durfte, das wie kein anderes der Welt für die Sache der Freiheit geblutet. Wilhelm Jordan hat in den Polen nichts anderes entdeckt als stutzerhafte Masurkatänzer; und der größte Theil der Versammlung hat dies ruhig, ja, mit sichtbarem Vergnügen und Wohlbehagen hingenommen. Ich fürchte aber sehr, daß Jordan die Polen nicht mit seiner angenehmen Gegenwart beehren wird, wenn sie wieder eine jener blutigen Masurkas tanzen, vor welchen selbst Czaar Nikolaus schon oft erbleicht ist. Herr Wilhelm Jordan ist ein schlechter Masurkatänzer; ich glaube aber deßhalb doch nicht, daß er ein großer Held ist.

v. Radowitz.

Ueber den Herrn von Radowitz sind die Meinungen sehr verschieden. Herr von Radowitz

iſt bekanntlich General und Staatsmann zugleich. Wenn nun Sachkenner verſichern, Radowitz ſei ein mittelmäßiger General, ſo behaupten ſeine Freunde, er ſei ein großer Diplomat; und behaupten die Diplomaten, er ſei ein mittelmäßiger Staatsmann, ſo betheuern ſeine Freunde, er ſei ein ausgezeichneter General. Unparteiiſche Leute ſagen aber, daß Herr von Radowitz als General noch wenig Pulver gerochen und als Staatsmann es durchaus nicht erfunden habe; obgleich die Sage geht, daß er alle Fäden der deutſchen Kabinetspolitik in ſeinen Händen hat. Radowitz hat unmittelbar vor dem Ausbruche der Februarrevolution verſichert, daß der Thron Ludwig Philipps feſt wie von Eiſen ſtehe; als aber bald darauf die Pariſer den Julithron in Stücke zerſchlagen und mit den rothſammtenen Fetzen triumphirend durch die Straßen zogen, ward Herr von Radowitz ſehr unangenehm getäuſcht und hat ſeinem diplomatiſchen Scharfſinn ein ungeheueres Dementi gegeben. Warum hat er aber auch ſo feſt an die Feſtigkeit eines Thrones geglaubt? Wahrlich, es ſteht kein Thron feſt, wenn ein Volk feſt *gegen* denſelben ſteht.

General von Radowitz ist eine der Hauptstützen des Ultramontanismus, und er verdient vollkommen den Namen: „kriegerischer Mönch,“ mit dem der Volkswitz ihn getauft. Er war es auch, der im Herbste 1847 mit diplomatischen Aufträgen nach der Schweiz ging und alle Taschen voll guter Rathschläge für die Sonderbündler hatte. Leider aber kamen die Schläge früher als der Rath, und Herr von Radowitz machte sich eben so lächerlich, wie sein Gesinnungsgenosse Monsieur Bois le Comte.

Herr von Radowitz hat eine glühende Zuneigung für das Mittelalter. Er kennt die Geschichte der Heiligen sehr genau. Er weiß, wie die verschiedenen Teufel geheißen, die den heiligen Antonius verführen wollten, und wie viel Leder der heilige Crispinus gestohlen, um den Armen Schuhe zu verfertigen.

Radowitz ist eine ziemlich große, feste Gestalt. Sein olivenfarbiges Gesicht ist höchst interessant, und in seinem schwarzen, stechenden Auge liegt etwas Unheimlich-Anziehendes. Er erinnert unwillkürlich an Wallenstein, mit dem er jedoch nichts gemein hat, als daß er, wie jener ehrgeizige Feldherr

keinen Hahn kann krähen hören. Als nämlich am vier und zwanzigsten Februar der gallische Hahn zu krähen anfing, soll Radowitz Anfälle von Krämpfen bekommen haben. Herr von Radowitz gehört zu den besten, wenn auch nicht zu den fleißigsten Rednern der frankfurter Versammlung. Er spricht in kurzen, scharfkantigen Sätzen.

Ludwig Uhland.

Es ist nichts komischer, als die Illusionen, die sich der Leser von der Gestalt des Autors macht, dessen Werke seinen Geist beschäftigen. Wenn wir in einem Dichter-Werke lebendige, kräftige Schilderungen von wilden Kämpfen, von blutigen Schlachten lesen, entwirft unsere Phantasie unwillkürlich ein Bild des Verfassers und kaum ist die Phantasie mit ihrer Arbeit fertig, so haben wir auch schon die feste Ueberzeugung, daß unsere Phantasie richtig porträtirt habe, daß der Autor wenigstens wie ein Generalfeldmarschall aussehen müsse. Die Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, bietet sich uns dar; mit unbe-

ſchreiblicher Spannung erwarten wir den Augenblick, der uns die Geſtalt des Gefeierten vorführt und ſtatt der kühnen Heldenfigur, ſehen wir ein buckliges, verlegenes Männchen, das uns hektiſch entgegen hüſtelt. Selten, nur ſehr ſelten verräth die äußere Geſtalt die Richtung und den Grad des ſchöpferiſchen Genius. Dieſe Behauptung wird gewiß Jeder beſtätigt finden, der viele berühmte Menſchen geſehen hat. Wer würde den Mann, der in der Nationalverſammlung faſt ſchüchtern hinter einer Säule ſitzt, nicht für einen ſchlichten Landmann, oder höchſtens für einen Dorfſchulmeiſter halten? Keiner würde ihn auch nur der geringſten Beachtung werth halten, wenn man nicht hörte, daß dieſer Mann kein Anderer iſt, als der hochgefeierte, allen deutſchen Frauen und Jungfrauen theuere Sänger Ludwig Uhland. Man kann ſich in der That keine unbedeutendere Erſcheinung denken als die des trefflichſten ſchwäbiſchen Liederdichters. An dieſem Dichterkopf iſt nichts Auffallendes. Statt wallender Locken, ein halbkahles Haupt, ſtatt einem feuerigen Blick, ein ganz alltägliches nüchternes Auge, ſtatt ſublimer Poeſie, hausbackene

Prosa. Uhland ist äußerst wortkarg. Er spricht sehr selten, was er aber spricht, ist stets bedeutend. Uhland hat in seiner äußern Ankündigung etwas Abstoßendes, wer ihn aber genauer kennen lernt, wird in ihm das naive, kindliche Wesen, verbunden mit der festen Gesinnung, lieben und achten müssen. Nicht Uhlands Gesicht, aber Uhlands Charakter verräth den Dichter.

Beseler.

Herr Professor Dr. Beseler aus Greifswalde hat eine Gießkanne im Munde. Wenn Herr Beseler eine viertel Stunde auf der Tribüne sich ergossen, ist die ganze Paulskirche bewässert. Aber was ist eine viertel Stunde für Herrn Professor Beseler? Er spricht so lange bis die Geduld des letzten Zuhörers in seinem Wortschwall untergeht, und wenn er dann die Tribüne verläßt und Alles glaubt, Herr Professor Beseler habe sich ausgeplätschert, betritt Herr Professor Beseler wiederum die Rednerbühne und wäscht denselben fadenscheinigen Gedanken in demselben doktrinären Wasser noch einmal durch

Wenn Herr Profeſſor Beſeler einen Gegenſtand des Langen und Breiten beſprochen, fühlt er in ſich die verfluchte Schuldigkeit zum Heile des Vaterlandes denſelben Gegenſtand nochmals des Breiten und Langen zu beſprechen, und dennoch gibt es in der Paulskirche einen Redner gegen den der Herr Profeſſor Beſeler ein lakoniſcher Redner iſt; ich meine den Herrn

v. Linde.

Ich wünſche der ultramontanen Partei, jener Partei, die das finſtere Mittelalter mit dem ganzen Pfaffen-Abſolutismus, mit der ſtockblinden Gläubigkeit und dem unverſöhnlichen Vernunfthaß herbei führen will, keine anderen Wortführer als den Herrn v. Linde, und ich bin feſt überzeugt, daß dann die Anhänger dieſer Partei ſo ſchnell von ihr abfallen werden, wie welkes Laub von herbſtlich dürren Aeſten. Dieſer Herr von Linde, der in vormärzlichen Zeiten als großherzoglich-heſſiſcher geheimer Staatsrath und Kanzler der Univerſität Gießen jede freie geiſtige Regung bekämpfte und mit den Jeſuiten an der

Volksverdummung arbeitete, ist ein über alle Maßen langweiliger Redner. Schon die bloßen Anträge des Herrn von Linde sind unendlich; wenn aber Herr von Linde einen Vortrag hält, das heißt: wenn er die großen Wasserhosen anzieht, dann verzweifelt jeder Zuhörer, die Stunde der Erlösung wieder zu erleben und wer ein Ohr hat zu hören, entflieht oder sucht in einem Privatgespräch sein Heil. Vergebens tönt dann die Schelle des Präsidenten; umsonst bittet der Präsident die Versammlung, dem Redner Aufmerksamkeit zu schenken; denn Noth kennt kein Gebot und vor dem gewaltigen Trieb der Selbsterhaltung schwindet jede Rücksicht. Der Herr geheime Staatsrath von Linde läßt sich indeß durch das verzweiflungsvolle Benehmen seiner Zuhörer gar nicht aus dem Konzept bringen; er sucht sogar sein Konzept immermehr zu erweitern und dem Gott Morpheus auf's beharrlichste in die Hände zu arbeiten. Herr von Linde stellt durch seinen Vortrag die geduldigsten Zuhörer auf die Probe; aber selbst die allergeduldigsten Zuhörer bestehen diese Probe nicht. —

Ludwig Simon.

Ludwig Simon iſt eine faſt, kleine, aber äußerſt lebendige, anmuthige Perſönlichkeit. Sein großes, dunkelbraunes Auge verräth viel Geiſt und Feuer. Ludwig Simon gehört unbedingt zu den begabteſten Mitgliedern der Nationalverſammlung. Sein Organ iſt volltönend und angenehm; ſein Vortrag iſt friſch, kernig, gedankenreich und durchaus originell. Er haſcht nicht wie ſo viele ſeiner Kollegen nach lendenlahmen Witzen, die dann gewöhnlich zur ungelegenen Zeit herbeihinken, ſondern der Witz ſtellt ſich bei ihm im günſtigſten Moment ein und verfehlt auch deßhalb nie ſeine Wirkung. Er prunkt auch nie mit geſtohlenen Gedanken; denn er gebietet ſelbſt über einen ſchönen Gedankenreichthum. Ludwig Simon beſitzt auch die jedem Redner ſo nothwendige Geiſtesgegenwart, um einem plötzlichen Einwurf in voller Rüſtung zu begegnen. Er iſt hieb- und ſtichfeſt und bedient ſich keiner Waffe auf eine ungeſchickte oder unritterliche Weiſe. Was an Ludwig Simon noch beſonders

hervorzuheben iſt, ſeine Entſchiedenheit. Er liebt ſeine Geſinnung, aber er kokettirt nicht mit ihr wie ſo viele Andere, die ſich mit einer wahrhaft lächerlichen Haſt in den Tempel des Ruhmes drängen wollen. In einer Verſammlung, wie die Frankfurter, wo man viel mehr Redensarten als Redner hört muß Ludwig Simon unbedingt hervorragen; gewiß aber würde er bedeutender ſein, wenn die Verſammlung bedeutender wäre. Ludwig Simon hat kaum die Dreißig erreicht und es müßte ſehr ſonderbar zugehen, wenn ihm nicht noch einſt in Deutſchland eine bedeutende Stellung angewieſen würde.

Heinrich Simon.

Heinrich Simon gehört zu jenen reinen Charakteren, die ſelbſt dem hartnäckigſten Widerſacher Hochachtung abnöthigen. Heinrich Simon iſt eine durchaus edle Natur. Er führt den Kampf um der Sache, nicht um des Kampfes willen und iſt ein unermüdlicher, unerſchrockener Kämpfer. So wie er vor den März-Ereigniſſen ſchonungslos die Decke von ſo vielen preußiſchen

Staatsgebrechen gezogen und mit der ganzen preußiſchen Bureaukratie gebrochen, ſo hat er nach den Märzereigniſſen nicht abgelaſſen, für die Sache des Volkes zu kämpfen, mit den Waffen ſeines Wiſſens und ſeines Wortes. Heinrich Simon kennt das ſtarre Preußenthum mit ſeinem volksfeindlichen Beamten- und Soldatenweſen; er kennt alle Schleichwege, auf welchen die Volksverrätherei zum Ziele ſtrebt. Er weiß, daß das Volk Urſache zum Mißtrauen hat und daß es immer verrathen iſt, ſobald es aufhört, Verräther zu ſehen. Heinrich Simon iſt zwar kein Redner erſter Klaſſe, er gehört aber unbedingt zu den beſten Rednern der deutſchen Nationalverſammlung. Er ſpricht klar, einfach und irrlichterlirt nicht hin und her, um irgend eine pompöſe Redefigur oder eine ſchillernde Sentenz anzubringen. Er kämpft nicht mit vergoldeten Zier-Waffen, ſondern mit den eiſernen Waffen der Wahrheit. In ſeinen Vorträgen zeigt er ſtets, daß das Reden ihm nur Mittel, nicht Zweck iſt, und daß er nicht reden würde, wenn er nicht müßte.

Heinrich Simon iſt eine mittlere Geſtalt von einnehmendem Aeußern. In den Zügen ſei-

nes Gesichtes wird der geübteste Menschenkenner nur die größte Redlichkeit und Offenheit lesen können. Heinrich Simon ist ein starker Dreißiger.

Simson.

Heinrich von Gagern hat seinem Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, dem Obertribunalrathe Simson, die Stellung ziemlich erschwert. Denn Herr Simson mißt nur 5 ½ Fuß rheinisch, während Herr v. Gagern 6 Fuß drei Zoll rheinisch Maaß groß ist. Herr von Gagern hat seinem Wuchse viel mehr zu verdanken als seinem Talente, und man kann sogar mit Gewißheit annehmen, daß Herr von Gagern nicht die Hälfte so unsterblich geworden, wenn er nur um den sechsten Theil kürzer wäre. Es ist in der That höchst merkwürdig, daß eine so durch und durch philosophisch gebildete Nation wie die deutsche, so viel Werth auf eine Eigenschaft legen konnte, die von dem ersten besten Flügelmann noch übertroffen wird. Aber wie gesagt, Herr von Gagern hat einmal durch den Zau-

ber ſeines Wuchſes die Mehrheit der Nationalverſammlung ſo ſehr eingenommen, daß Herr Simſon, der in geiſtiger Beziehung gerade um einen Kopf größer iſt als Herr von Gagern, Mühe haben wird, auch nur den zehnten Theil von der Popularität ſeines Vorgängers zu erwerben. —

Herr Simſon iſt ein Mann voll Geiſt und Bildung. Er beſitzt einen ſcharfen Verſtand, der keinen Finger breit von der Bahn der Logik abweicht, und einen klaren Blick, der ſich beſonders bei den Frageſtellungen kund gibt. Hierin übertrifft er bei weitem ſeinen Vorgänger, der oft verwirrt war und dadurch unnütze Debatten verurſachte. Herr Simſon hat ein ſchönes Organ und ſpricht ein gutes Deutſch, was man dem Herrn von Gagern ebenfalls nicht nachrühmen kann. Er hat den Ausdruck vollkommen in ſeiner Gewalt, doch iſt dieſer Ausdruck nicht gänzlich frei von königsberger Affektation. Herr Simſon iſt ein ſtarker Dreißiger mit einem ſcharf ausgeprägten, altteſtamentariſchen Geſichte.

Rieſſer.

In Revolutionen iſt jung ſein die erſte Tugend. Wer in ſolchen Zeiten auf den Kampfplatz treten will, muß einen friſchen Muth mitbringen, der noch keine Niederlage erlitten und ein Selbſtvertrauen, das noch niemals erſchüttert worden. In ſolchen Zeiten iſt Kühnheit aller Weisheit Anfang. Wer auf dem ſturmbewegten Meere ſich befindet, muß das Steuer halten bis es bricht, oder der Sturm ſich gelegt. Mit Orkanen läßt ſich nicht unterhandeln oder vermitteln; und wenn die See hoch geht, hilft es nichts, daß man ein Fläſchchen ſanftes Oel in die raſenden Wellen gießt.

In den Tagen gewaltiger Revolutionen bringt keine Partei mehr Unheil als die Vermittlungspartei, da ſie ein Widerſpruch iſt; denn Revolutionen treten je dann erſt ein, nachdem jeder Vermittelungsverſuch geſcheitert. Iſt nun die Vermittelungspartei gewaltiger als die Revolution, ſo wird die Revolution für den Augenblick wohl unterdrückt, bricht aber wie ein ſchlechtgeheiltes Uebel ſpäter nur deſto furchtba-

rer und zerſtörender aus; iſt aber die Revolution gewaltiger als die Vermittelungspartei, ſo wird dieſe wie ein ſchwaches Hinderniß zermalmt. Auf keinen Fall bringt aber eine ſolche Partei irgend einen Nutzen. Gabriel Rieſſer gehört dieſer Partei an. Wenig Publiziſten haben ſolche ſchöne Früchte ihrer Wirkſamkeit geſehen, wie Rieſſer. Rieſſer hat bekanntlich ſein ganzes literariſches Talent der Sache des Judenthums gewidmet. Er kämpfte für ſeine unterdrückten Glaubensgenoſſen mit allem Feuer der Jugend, mit allen Waffen des Geiſtes und wer weiß, wie lange er noch in Deutſchland vergeblich hätte kämpfen müſſen, wenn nicht der Sturm der Märzrevolution die alte Scheidewand, welche das Vorurtheil zwiſchen dem Juden- und Chriſtenthum aufgerichtet, niedergeriſſen hätte. Rieſſer hatte die Freude zu ſehen, daß Juden, die es früher in Deutſchland nicht weiter als bis zum Unteroffizier bringen konnten, nun auf derſelben Tribüne für Deutſchlands Größe ſprechen durften, auf welcher Fürſt Lichnowsky den deutſchen Adel und Profeſſor Laſſaulx den allein ſeligmachenden Katholizismus vertheidigte. Man hatte viel von

Rieſſers parlamentariſchem Wirken erwartet; aber man hat ſich ſehr getäuſcht. Niemand zweifelt an Rieſſers Ehrlichkeit; aber Rieſſer iſt kein Politiker. Vielleicht iſt er auch zu ehrlich, um ein ſolcher zu ſein, vielleicht hat auch der Kampf ſeine Kraft vor den März-Ereigniſſen zu ſehr abgenutzt; genug: ein ſo treflicher Vorkämpfer er auch war, in der Paulskirche hat er ſich nur als ein ſehr mittelmäßiger Kämpfer für die Sache der Freiheit erwieſen.

Als Redner iſt Rieſſer mehr heftig als feurig, mehr hingeriſſen, als hinreißend. Er hat, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, viel welkerhaftes in ſeinem Vortrage.

v. Wydenbrugk.

Wydenbrugk iſt unſtreitig eine der bedeutendſten Talente der Paulskirche. Wenn Scharfſinn, Witz, Lebendigkeit des Geiſtes, Beherrſchung des Ausdruckes, genaue Kenntniß und geſchickte Verarbeitung des Stoffes den Redner macht: ſo iſt Wydenbrugk gewiß ein Redner erſter Klaſſe. Allein die Natur hat ihm das verſagt, was nothwendig ein Redner im großen

Style haben muß, und was den welthiſtoriſchen Rednern von Perikles bis auf Mirabeau, Danton, Fox, Burke u. A. ſo ſehr zu Gebote ſtand, — nämlich die phyſiſche Kraft. Ein großer Redner darf nicht nur blitzen, er muß auch donnern können. Wie viel die bloße Geſtalt und der Umfang der Stimme zu wirken vermögen, ſehen wir ja an Gagern, der viel minder begabten Rednern als Wydenbrugk, weit nachſteht. Wydenbrugk fehlt es aber an der imponirenden Aeußerlichkeit, am Umfang der Stimme. Wydenbrugk leidet an einem körperlichen Gebrechen, an welchem Aeſop, Pope, Mendelſohn und Lichtenberg gelitten. Seine äußere Ankündigung iſt alſo nichts weniger als imponirend, ſein Kopf ragt kaum über die Tribüne empor, und ſeine Stimme, die nicht aus einem breiten, gewölbten Bruſtkaſten herausſtönen kann, hat ſehr viel Mühe, an die äußerſten Enden des Saales zu gelangen. Die Zuhörer haben es nicht bequem, wenn Wydenbrugk ſpricht; aber jeder Zuhörer weiß, daß es ſich der Mühe, der verdoppelten Aufmerkſamkeit lohnt, wenn Wydenbrugk ſich auf der Rednerbühne befindet. Wydenbrugk ſpricht

nicht nur mit Verſtand, ſondern auch mit Phantaſie. Er verſteht es in ſeinen Vorträgen die Logik mit Blumen zu umhüllen, ohne ſie zu verhüllen und dem Geſchmacke weh zu thun. Man ſieht in jedem ſeiner Vorträge, daß er nicht mit Phraſen um ſich wirft, ſondern daß er dem fraglichen Gegenſtand wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auf den Leib rückt. Hätte Wydenbrugk Gagerns Perſönlichkeit, er würde gewiß zu den erſten Rednern der Gegenwart gezählt werden müſſen; ſteckte Gagern aber in Wydenbrugks Körper, Deutſchland würde bis auf den heutigen Tag den Namen des Edeln nicht kennen.

Julius Fröbel.

Julius Fröbel iſt kein Redner, der Begeiſterung zu erwecken, oder Leidenſchaften zu entzünden vermag; aber er wird ſtets die Aufmerkſamkeit jener Zuhörer feſſeln, die zu denken gewohnt ſind und mit dem bloßen Gedanken ſich begnügen. Julius Fröbel iſt Denker im ſtrengſten Sinne des Wortes. Als ſolcher verſchmäht er abſichtlich jede Ausſchmückung, jede Verzierung;

er ſtellt ſeine Gedanken hin nackt und bloß wie ſie der Geiſt geſchaffen. Fröbel iſt als Redner viel zu abſtrakt, viel zu theoretiſch; wenn er aber dennoch oft die entſchiedenſte Wirkung hervorbringt, ſo iſt dies ſeiner Würde, ſeiner Ruhe, ſeiner Sicherheit in der Bewältigung des Gedankens zuzuſchreiben. Fröbel ſpricht oft ſo kalt und eintönig, als ob er es abſichtlich vermiede, einen Effekt hervor zu bringen; aber das Bewußtſein von der Größe ſeiner Sache, das Bewußtſein von der Aufopferungsfähigkeit, mit der er den großen Kampf durchzukämpfen entſchloſſen iſt, ergreift den Zuhörer unwillkührlich. Fröbel hat eine gewiſſe Würde, ja, ich möchte ſagen, eine kalte Majeſtät des Ausdrucks, der Jedem Hochachtung abzwingt. Wie viel ein Redner übrigens durch die Macht der Ueberzeugung, durch antike Ruhe und Einfachheit zu wirken vermag, hat Fröbel in ſeinem Vortrage über die Wiener-Oktober-Ereigniſſe gezeigt. Fröbel, der eben dem Henkertode enteilt war, ſprach damals mit einer ſolchen objektiven Ruhe und Klarheit, vermied es ſo ſtrenge ſeine Perſönlichkeit in den Vordergrund zu ſtellen oder künſtlich das Gefühl der

Verſammlung zu bearbeiten: daß kein Laut den Redner unterbrach und eine faſt heilige Stille im Hauſe herrſchte. Die Wirkung jenes Vortrages war ſo gewaltig, daß der roheſte Zuhörer auf der Gallerie und der höchſt gebildete in der Verſammlung gleich erſchüttert und ergriffen war, und Jeden das Gefühl beherrſchte, daß ein Mann geſprochen.

Fröbel hat eine eben ſo ſchöne als intereſſante Perſönlichkeit. Schlank und kräftig gebaut, beſitzt er viel Grazie in ſeiner Bewegung. In ſeinem Auge liegt viel Dämoniſches. Fröbels Geſicht, das von einem ſchwarzen üppigen Barte umgränzt iſt, verräth eine ſeltene Energie. Die Demokratie hat kaum einen begabtern, aufrichtigern, entſchiedenern Kämpfer als Julius Fröbel! Fröbel iſt ein angehender Vierziger; er befindet ſich alſo in einem Alter, wo bei bedeutenden Naturen Rath und That ihre innigſte Vermählung feiern, und er hat wahrlich gezeigt, daß er eben ſo ſcharf zu denken als entſchieden zu handeln vermag. Männer wie Fröbel gehören zu den ſeltenſten Erſcheinungen in Deutſchland. Unſer Vaterland hat viel, ſehr viel Phi-

loſophen und leider noch viel, viel mehr Soldaten; an Philoſophen aber, die das Gewehr in der Hand, im Kartätſchenfeuer die Sache der Freiheit vertheidigen, iſt unſer Vaterland von jeher arm geweſen.

Zimmermann aus Stuttgart.

Ein Geſinnungsgenoſſe und Freund Fröbels, jedoch als Redner in vielen Beziehungen das Gegentheil von ihm, iſt Zimmermann von Stuttgart. Zimmermanns Vorträge ſind gehaltvoll, gediegen, geiſtreich, oft ſogar witzig; dennoch leiden ſie an einem großen Fehler, — an der Ueberladung. Zimmermann hat nicht bloß einen Bilderreichthum, ſondern einen Bilderüberfluß. Faſt jeder Satz in ſeiner Rede iſt ein Bild; ja zuweilen gibt er uns in einer kleinen Reihe von Sätzen eine ganze Bildergallerie. Zimmermann wäre reicher, wenn er ärmer wäre. In Zimmermanns Vorträgen liegt viel altteſtamentlicher Geſchmack. Wenn er ſich entzündet und in Feuer geräth, ſpricht er oft im Style des Jeſaias. Man ſieht daraus, daß ſein Naturel ihn

vorzüglich zur Volksberedsamkeit befähigt; und in der That vermag er auch sehr auf die Massen zu wirken, wie ich mich schon einigemal überzeugt habe. Zimmermann bemüht sich eben so wenig, wie seine übrigen Landsleute, den schwäbischen Dialekt zu verleugnen; es liegt jedoch so viel Innigkeit, so viel lebendige Wärme in dieser Mundart, daß sie dem Vortrage eher nützt als schadet.

Zimmermann ist eine kleine hagere Gestalt, mit sehr lebhaften, freundlichen, höchst eigenthümlichen Zügen. Zimmermanns Gesicht erinnert an an die äthiopische Menschenrace.

Biskra.

In revolutionären Zeiten eilt das persönliche Glück und Unglück viel schneller. Derselbe Sturm, der einer Celebrität den mit vieler Mühe errungenen und mit äußerster Sorgfalt erhaltenen Lorberkranz vom Haupte reißt, weht ihn schnell und unerwartet auf das Haupt eines Andern, der zuweilen sich selbst nicht erklären kann, warum er so schnell zur Unsterblichkeit gekommen ist.

Der Märzſturm hat vielen unſerer lang- und hochgefeierten Männer Ruhm und Geltung entriſſen, während er jungen Männern, deren Name vor der deutſchen Erhebung kaum über den Kreis der Familie hinausklang, mit Ruhm und Ehre überhäuft hat. Zu dieſen jungen Männern gehört Giskra.

Giskra iſt ein entſchiedenes Talent, dem noch manche äußere Vorzüge zur Folie dienen. Eine ſchöne, hohe Geſtalt, eine männlich-ſtolze Haltung, ein von Jugendfeuer und Geiſt belebtes edles Geſicht, ſind eben ſo reiche als ſeltene Gaben. Die Natur hat viel für dieſen jungen Mann gethan und es iſt ihm nicht ſonderlich ſchwer geworden, ſich Geltung zu verſchaffen. Ob es ihm aber gelingen wird, dieſe Geltung zu erhöhen und dauerhaft zu erhalten, iſt eine andere Frage. Mir ſcheint, daß ihm die Entſchiedenheit des Willens, die innere Kraft der Ueberzeugung, oder die alles überwindende Energie des Ehrgeizes abgehe, um ihn viel bedeutender zu machen, als er jetzt iſt. Ein anderes iſt es von der ſturmbewegten Welle der Revolution unwillkührlich gehoben zu werden, ein

anderes als geſchickter muthiger Schwimmer ſie kräftig zu durchſchneiden und lebend an's Ufer zu gelangen. Viele ſind von den Wellen der März-Revolution hoch empor getragen worden; aber nur wenige werden ſich oben zu erhalten wiſſen.

Giskra gehört zu den begabteſten Rednern der deutſchen Nationalverſammlung. Er weiß zu feſſeln, aufzuregen, zu begeiſtern; doch leidet er auch an manchen Fehlern, die ſelbſt einem nicht ſcharfen Beobachter ſogleich auffallen. Giskra iſt nämlich all zu theatraliſch. Wenn man nun auch zugeben muß, daß ein wahrer Redner weder der Mimik noch einer berechneten Modulation der Stimme entbehren kann, ſo iſt doch hier wie in jeder Kunſt das rechte Maaß die erſte Regel. Der wahre Redner kann ſich wohl aller Mittel bedienen, durch welche er auf ſeine Zuhörer zu wirken glaubt; aber er darf keines dieſer Mittel zum Zweck machen wollen. Er muß das, was er ſich durch Studium und Nachdenken angeeignet, eher verbergen, als zeigen; denn ſobald der Zuhörer an ihm das Oel der Studierlampe riecht, verfehlt er, wo nicht ganz, doch

mindeſtens einen großen Theil der beabſichtigten Wirkung. Giskra verräth in jeder Handbewegung die anſtudirte Mimik und oft wird das Moduliren ſeiner Stimme, das plötzliche Umſchlagen von dem Donner in's Geliſpel, wahrhaft unerquicklich. Was die Form ſeiner Vorträge betrifft, ſo ſind dieſe ſehr blühend, oft allzublühend. Es iſt viel, zuweilen ſogar viel zu viel öſterreichiſche Lyrik in Giskra's Reden. Trotz dieſem eben gerügten Fehler, hat doch Giskra alle Vorzüge, die einem Redner nothwendig. Parlamentariſche Uebung und Berückſichtigung einer weiſen, gerechten Kritik werden ihn gewiß zu einem Redner erſter Größe bilden; ein politiſcher Charakter aber wird er ſchwerlich werden.

Berger.

Obgleich Oeſterreicher, beſitzt Berger wenig von jener Gemüthlichkeit, die ſeinen Landsleuten ſo ſehr eigen. Berger iſt ein Mann des Gedankens und gibt dem Gefühl nie das Wort, wo der Verſtand allein das Recht zu ſprechen hat. Berger treibt keine ſentimentale Politik und wirft

von der Tribüne keine tauben Blüthen der Rhetorik unter die Zuhörer. In Bergers Kopf herrscht eine logische Ordnung, um welche ihn viele seiner Kollegen in der Paulskirche beneiden könnten. Außerdem gebietet er über ein umfangreiches Wissen, das ihn vor dem Laster der Oberflächlichkeit bewahrt, vor einem Laster, das in der Paulskirche durchaus nicht so selten ist als man bei der weltberühmten deutschen Gründlichkeit anzunehmen geneigt ist. Berger spricht selten, aber nie unbedeutend und bildet so das entschiedenste Gegentheil zu vielen seiner Kollegen. Berger trifft als Redner immer den Nagel auf den Kopf, während so viele andere Redner der Paulskirche weder Kopf noch Nagel treffen. Rechnet man noch zu diesen Eigenschaften die Gabe des Witzes und der feinen Ironie hinzu, so kann man sich leicht denken, daß Berger von der rechten Seite des Hauses als einer der gefährlichsten Gegner betrachtet wird.

Zitz.

Jeder öffentliche Charakter muß mit einem dreifachen Erz gegen die Verkehrtheiten der Menſchen umgeben ſein. Er muß ſein Ziel feſt im Auge haben und läge der Weg, der zu dieſem Ziele führt, voll Steine des Anſtoßes, er muß ſie zu überſpingen, oder wegzuräumen ſuchen und im Nothfalle auf Um- und Ueberwege dem Ziele zuſtreben, ohne ſich durch das Gift des Neides, durch die Pfeile der Verleumdung und das beſchränkte Urtheil der blinden Menge abſchrecken zu laſſen. Dies gilt ganz beſonders von politiſchen Charakteren. Im politiſchen Leben muß man immer mit dem Kopfe, niemals mit dem Herzen rechnen und nicht erwarten, daß einem edeln Streben ſogleich allgemeine Anerkennung zu Theil werde. Dieſe Betrachtung drängt ſich mir immer auf, ſo oft ich an Zitz denke. Zitz' politiſches Wirken datirt erſt vom Herbſte des Jahres 1847, da er zum Abgeordneten für die heſſiſche Kammer gewählt wurde. Zitz hatte kaum ſeine parlamentariſche Thätig-

keit begonnen, als die Februar-Revolution ausbrach. Er eilte sogleich nach Mainz, berief eine Bürgerversammlung und forderte zur Unterzeichnung einer von ihm selbst verfaßten Adresse an die hessische Kammer auf. Viele der anwesenden „friedliebenden Bürger", die jetzt so viel von Freiheit reden, entsetzten sich vor der energischen Form dieser Adresse sowohl, wie vor den in dieser Adresse aufgestellten Forderungen, und schlichen sich scheu und schüchtern aus dem Saale. Als aber alle diese Forderungen durch den Feuereifer und die fast riesenhafte Thätigkeit des unermüdlichen Zitz bewilligt wurden; da krochen sämmtliche Beamten- und Philisterseelen in Mainz vor dem muthigsten ihrer Mitbürger und man überbot sich an Eifer, ihn zu feiern. Die Stadt wurde ihm zu Ehren illuminirt, Lorber-Kränze flogen zu Dutzenden in sein Haus; die Bourgeoisie eröffnete eine Subskriptionsliste zum Behufe einer Zitz-Stiftung und brachte in einigen Tagen die Summe von 30,000 Gulden zusammen. Man sprach sogar davon, ihm zu Ehren eine marmorne Gedenktafel mit goldenen Lettern im Stadthause einmauern zu lassen, kurz:

Zitz war der Abgott der Mainzer; er war der Allgewaltige, der Allmächtige, von deſſen Wink das Wohl und Wehe von Tauſenden abhing. Nur dem Einfluſſe Zitz' war es zu verdanken, daß in jenen Märztagen die Reſidenz Darmſtadt nicht der Verſammlungsplatz von mindeſtens 60,000 entſchiedener Männer geworden, die keinen Glauben in die Worte eines Fürſten ſetzen. Zitz ſuchte ſie mit Hintanſetzung ſeiner Popularität und durch den Aufwand ſeiner ganzen Beredſamkeit von jener Reiſe zurückzuhalten, die ſehr fatal für die darmſtädtiſche Legitimität hätte ausfallen können. Zitz hatte ja eine Garantie für die Erfüllung der von dem jetzigen Großherzoge im Manifeſte vom 6 März feierlichſt verheißenen Rechte. Dieſe Garantie war die Unterſchrift Heinrichs von Gagern. Der jetzt ſo ſehr verläumdete Zitz, dem ſeine Feinde vorwerfen, daß nur Neid gegen Gagern ſeinen Republikanismus hervorgerufen, war nicht bloß der eifrigſte Lobredner Gagerns, er war wirklich deſſen aufrichtiger Verehrer. Zitz hatte ſchon damals, als er zum Abgeordneten für die heſſiſche Kammer gewählt wurde, wiederholt erklärt, er

würde nie ein Staats-Amt annehmen, und er widerholte dies in den Märztagen auf's entſchiedenſte und feierlichſte. In den erſten Tagen des März war Zitz freilich für die konſtitutionelle Monarchie; allein er überzeugte ſich bald durch die reaktionären Schritte, die gethan wurden, daß der Konſtitualismus bei uns noch mehr als in anderen Ländern eine Lüge ſein würde. Hat er ſich etwa getäuſcht?

Zitz reihte ſich im Vorparlamente, wo er mit Hecker innige Freundſchaft ſchloß, der republikaniſchen Partei an und wurde ſeit jener Zeit eines der eifrigſten ihrer Mitglieder. Je mehr aber die Reaktionspartei in Deutſchland zunahm, deſto größer wurde die Schaar ſeiner Feinde; und diejenigen, die im März am unermüdlichſten in ſeinem Lobe ſich ergoſſen, ſchöpften nun Kourage und ſuchten öffentlich und im geheimen den Mann zu verleumden, der an Aufopferungsfähigkeit und Offenheit der Geſinnung von Niemand übertroffen wird. Freilich ſchaarte ſich auch der beſſere Theil des Volkes deſto enger um ihn, trotz aller giftigen Verleumdungen der Krämer und Büreaukraten; allein die ewigen Verun-

glimpfungen von Seiten derjenigen ſeiner Mitbürger, deren Sache er von jeher am eifrigſten verfochten; die Verleumdung in den von der Reaktionspartei bezahlten Blättern, die ſich ſogar nicht entblödeten, ihn zum Urheber der im Mai ausgebrochenen Konflikte der Mainzer Bürger mit der dortigen preußiſchen Beſatzung zu ſtempeln, während er es doch war, der mit ſichtbarer Lebensgefahr jene Konflikte beizulegen ſuchte; die Ueberzeugung endlich, daß die März-Erhebung durch diejenigen am meiſten verleugnet wurde, denen das Volk am meiſten vertraut: ermüdeten ihn endlich und erfüllten ihn mit Widerwillen gegen die deutſche Politik.

Zitz iſt eine feurige, heißblutige Natur. Er kann unermüdlich in ſeiner Thätigkeit ſein; aber er verlangt Erfolge, unmittelbare Erfolge. Es fehlt ihm an kalter Ruhe, an berechnender Ueberlegung. Offen und gerade aus, wie er iſt, verlangt er Offenheit und Geradheit auch von Anderen. Zitz wird nie zurückſchrecken vor ſolchen Gefahren, die durch männlichen Muth, ja ſogar durch eine gewiſſe Tollkühnheit bekämpft werden müſſen; aber er wird nie in einem Kampfe

ſiegen, der Geduld und Ausdauer erfordert; denn ihm fehlt jene Fähigkeit, jene Elaſtizität des Charakters, die dem Politiker im eigentlichſten Sinne des Wortes nicht fehlen darf.

Zitz iſt ein vorzüglicher Volksredner. Wo es gilt, auf die Maſſen zu wirken, wird er ſchwerlich von einem Andern übertroffen werden. Hier kommen ihm ſeine Perſönlichkeit, ſeine eigenthümlichen Apercü's, ſein natürlicher Witz und vor Allem ſein jugendliches Feuer ſehr zu Statten. Als Parlamentsredner hingegen fehlt es ihm an der kalten Taktik, die in der Offenſive wie in der Defenſive die eigenen Kräfte ſowohl wie die des Gegners genau berechnet.

Zitz iſt eine ſtattliche Geſtalt mit weichen Geſichtszügen; er gehört zu den ſchönſten Männern der Verſammlung.

Moritz Mohl.

Es gibt keinen ärgern Fluch, als der Fluch des Lächerlichen. Was helfen dem Menſchen alle ſeine Tugenden und Vorzüge, wenn ſie das Gelächter ſeiner Nebenmenſchen erregen? Moritz

Mohl iſt ein kenntnißreicher, vernünftiger Mann, der nie, wie ſo viele ſeiner berühmten Kollegen, eine Albernheit auf der Tribüne ſagt; dennoch aber lacht alles, wenn der Name Moritz Mohl von der Rednerliſte geleſen wird. Würde Heinrich von Gagern mit ſo tiefer Sachkenntniß ſprechen wie Moritz Mohl, ſeine Reden würden in der Ober-Poſtamts-Zeitung mit Weihrauch duftenden Vorreden prangen; die deutſche Zeitung würde ſie demoſtheniſch nennen und man würde ſie in beſondern Abdrücken durch das deutſche Vaterland verbreiten. Moritz Mohl hat aber eine Perſönlichkeit, die ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit das Siegel des Komiſchen aufdrückt. Moritz Mohl's blonde, pudelartig-friſirte Perrücke zerſtört die ganze Wirkung ſeiner Vorträge, die ſtets die genaueſte Kenntniß des fraglichen Gegenſtandes verrathen. Freilich hat Moritz Mohl den Fehler des Weitſchweifigen; freilich erſchöpft er oft mit dem Gegenſtande auch die Zuhörer; allein in dieſem Fehler wird er von hundert Andern ſeiner Kollegen ja noch bei weitem übertroffen. Moritz Mohl's äußere Manieren ſind es, die den Witz herausfordern und ſeine Thätigkeit vernichten.

Wenn Moritz Mohl ſpricht, thut er ſo zierlich und zimperlich wie eine ländliche Jungfer, die ſich zum Erſtenmale in der Reſidenz befindet. Moritz Mohl iſt eitel auf ſeine äußeren Reize; und da er zu dieſer Eitelkeit auch nicht den allermindeſten Grund hat, macht er eine höchſt komiſche Wirkung. Moritz Mohl iſt ein angehender Vierziger.

Robert Mohl.

Robert Mohl, der Juſtizminiſter des deutſchen Reichs ſieht nicht aus, als ob die Natur ihn für die Miniſterbank geſchaffen hätte. Sein Geſicht eignet ſich durchaus nicht für ein diplomatiſches Mienenſpiel. Der arme Mann ſitzt oft ſo betrübt da, als ob ihn die Sehnſucht nach dem verlaſſenen Katheder in Tübingen quäle. Je länger man den Juſtizminiſter Robert Mohl betrachtet, deſto mehr wird man in der Anſicht beſtärkt, daß er viel eher die Politik, als die Politik ihn verderben werde. Robert Mohl iſt kein Redner, am wenigſten aber ein diplomatiſcher Redner. Robert Mohl verſteht die Kunſt

nicht, eine nichtsſagende Rede zu halten, hinter welcher man etwas Bedeutendes ahnen könnnte; wenn Herr Robert Mohl etwas Nichtsſagendes ſagt, ſo ſieht gleich Jeder, daß er nichts geſagt hat und daß hinter dieſem Nichts auch nichts zu ſuchen ſei. Es iſt nicht anzunehmen, daß Robert Mohl als Diplomat ſterben wird, wenn er noch lange lebt.

Schoder.

Schoder iſt einer der tüchtigſten, fähigſten Köpfe, weil er ein durchaus praktiſcher Kopf iſt. Er ſpricht niemals ohne innere Nöthigung; und wenn er ſpricht, vermeidet er alle Floskeln und dringt ohne viel Umſchweife in die Sache ſelbſt ein. Schoder will nicht als Redner glänzen, ſondern wirken. Es iſt ihm nicht um den Applaus zu thun, nicht um die Bewunderung der Zuhörer, ſondern um die Sache ſelbſt, die er zu vertreten berufen. Man ſpricht nicht davon, daß Schoder geſprochen, aber man merkt es ſich. Schoders Vortrag iſt kein kunſtvoller Prachtbau, ſondern ein ſchlichtes Wohnhaus, in welchem zwar

kein überflüſſiger Luxus herrſcht, aber für jedes Bedürfniß hinlänglich geſorgt iſt. Schoder ſpricht mit vielem Feuer, und zwar mit jenem Herzensfeuer, das nicht wild verzehrt, ſondern erwärmt und belebt. Schoders Perſönlichkeit iſt eine höchſt angenehme. In ſeinem runden, offenen Geſichte ſpricht ſich die Ehrlichkeit in den klarſten Zügen aus. Schoders Verdienſt iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die deutſche National-Verſammlung, die ſo wenig zu Stande gebracht, wenigſtens die Grundrechte dem Volke gegeben.

Löwe von Calbe.

Löwe's äußere Ankündigung verräth ſogleich den Mann, deſſen Lebensberuf eine gewiſſe Glätte der Manieren erfordert. Löwe von Calbe iſt praktiſcher Arzt. Ob er ſchon vor der März-Erhebung an politiſchen Dingen Theil genommen, weiß ich nicht, ſein Name wurde wenigſtens früher in weiteren Kreiſen nie genannt; in der National-Verſammlung aber gehört er zu den bedeutenderen Perſönlichkeiten. Löwe ſteht in der Reihe der Linken und verficht die Prinzipien derſelben mit

vielem Eifer. Auf der Rednerbühne macht Löwe viel Eindruck, den er ſowohl ſeiner angenehmen Perſönlichkeit wie ſeinem orotariſchen Talente zu verdanken hat. Manche halten dieſes Talent ſogar für ſehr bedeutend und zählen ihn zu den allerbegabteſten Rednern der Paulskirche. Ich kann dieſem Urtheile nicht beiſtimmen. Löwe ſpricht mit Wärme, mit edler Leidenſchaft und in edler Form; aber ſein Organ iſt zu dick und erſchwert dem Ohre das Verſtändniß. Ein Redner erſter Klaſſe aber darf dem Gehör keine Mühe verurſachen. Löwe hat ein ſchönes Geſicht und in ſeinem ſchwarzen Auge liegt eine Miſchung von Klugheit und Gutmüthigkeit. Löwe iſt ein ſtarker Dreißiger.

Schlöffel.

Kein deutſcher Philiſter kann den Namen Schlöffel nennen oder hören, ohne an Barrikaden, Anarchie, rothe Republik und Pöbelherrſchaft zu denken! Aber ich kann dem deutſchen Philiſterthum verſichern, daß ſein Entſetzen vor Schlöffel ganz und gar keinen Grund hat. Es

iſt wahr, Schlöſſel gehört zu den Männern der Entſchiedenheit. Schlöſſel hat die vernünftige Anſicht, daß man Hammer oder Ambos ſein müſſe, und daß derjenige, welcher zwiſchen beiden liegt, nur platt geſchlagen wird. Schöſſel will entſchiedene Thaten, die zum Ziele führen, keine hohlen Phraſen, die vom Ziele ablenken. Er glaubt, daß für die ſchwere Krankheit unſerer Zeit nur eine Radikalkur, aber kein Palliativ-Mittel angewendet werden müſſe. Und dieſer Anſicht wird und muß Jeder ſein, der nicht um der augenblicklichen Ruhe wegen, die ganze Zukunft der Verwirrung und der Unordnung preis geben will. Aber wahrlich, Schlöſſel iſt kein Barbar; und wenn einſt die Stunde der Entſcheidung ſchlägt, wird er gewiß viel eher zu den Geopferten, als zu den Opferern gehören. Ja, es iſt viel deutſche Bonhommie in dieſem Schlöſſel, viel zu viel Gemüthlichkeit für einen Mann der Revolution. Schlöſſel betritt ſelten die Tribüne, ſpricht aber, wenn er ſie betritt, mit viel Geiſt. Sein Vortrag in Bezug auf die September-Ereigniſſe kann als ein Muſter ſeiner Ironie, vernichtender Satyre und ächten Witzes bezeichnet werden. Schlöſſel iſt

eine kräftige, männliche Geſtalt, mit ſehr regelmäßigen, ſchönen Zügen.

Heinrich Laube.

Ueber Heinrich Laube ſind die Meinungen einigermaßen verſchieden. Manche behaupten, er habe weniger Charakter als poetiſches Talent; Andere ſind der Anſicht, er habe mehr poetiſches Talent, als Charakter. Darüber ſind aber Alle einig, daß Laube ſehr wenig poetiſches Talent beſitzt. Laube war bekanntlich Mitglied des jungen Deutſchlands, jenes jungen Deutſchlands, das ſo ſchnell gealtert und ſo unbeklagt geſtorben iſt. Damals gehörte Laube zu den Himmelsſtürmern und Fleiſch-Emancipanten. Nachdem er in vielen Bänden das deutſche Fleiſch zu emanzipiren geſucht, das Publikum aber in all' dieſen Bänden nichts gefunden hatte, als langweilige Nachahmungen Heine's und Heinſe's, tummelte ſich Laube in den verſchiedenſten poetiſchen Feldern herum, ohne indeſſen auf dieſen Feldern etwas Gutes zu ſäen oder zu ärndten. Er kokettirte damals ſchon mit der Freundſchaft des

„Verſtorbenen" zu Muskau und wurde entſchiedener Ariſtokrat. Von einem Ernſt der Geſinnung, von einer Aufrichtigkeit des Strebens, von einem tieferen Eingehen in irgend eine Idee war bei Heinrich Laube nie die Rede. Seine emſigen Schreibfinger wurden ſtets von dem niedrigſten Egoismus gelenkt. So wie Heinrich Laube die Muſe ſtets nur benutzt hat, um Geſchäfte mit ihr zu machen, ſo hat er auch ſtets die öffentliche Meinung nur benutzt als einen Gegenſtand merkantiler Spekulation. Seine poetiſchen Produkte ſind nichts als fabrizirte Handelsartikel. Dieſer Heinrich Laube wurde nun, auf Empfehlung einiger öſterreichiſcher Schriftſteller, in dem deutſchböhmiſchen Städtchen Elbogen zum Abgeordneten für die deutſche Nationalverſammlung gewählt. Wie konnten dieſe Oeſterreicher, die noch obendrein der äußerſten Linken angehören, auf eine ſolche unglückſelige Wahl verfallen? Laube hat ſich natürlich ſogleich jener Partei angeſchloſſen, die nichts beſſeres zu thun weiß, als den Fürſten die abſolute Herrſchaft wieder in die Hände zu ſpielen; ja er, der von den Deutſchböhmen gewählt wurde, um vor allen Dingen

für das Deutſchthum jener Gegenden zu kämpfen; hat ſich aus der Paulskirche fortgeſchlichen, als über den Ausſchluß Oeſterreichs aus dem deutſchen Bundesſtaat abgeſtimmt wurde! Er hatte nicht Muth genug, eine feſte Ueberzeugung kund zu geben. Laube hat noch nicht in der Verſammlung, ja ſo viel ich weiß, auch noch nicht in ſeinem Klub, dem Augsburger Hof, geſprochen. Er weiß recht gut, daß ihm der politiſche Blick fehlt, daß ihm jede politiſche Kenntniß abgeht und daß er ſehr leicht eine Dummheit ſprechen würde, wenn er ſpräche. Seine Tribünenſcheu liegt im Bewußtſein ſeiner Unfähigkeit, irgend einen politiſchen Stoff gründlich zu erörtern. Laube iſt ungefähr ein Vierziger mit einem wahrhaften Mongolengeſicht, das jedem Schönheitsſinne Trotz bietet. Laube behauptet, man müſſe die Cultur retten vor den Beſtrebungen der Linken. Das klingt in Laube's Mund ſehr ſonderbar. Wenn die Linke wirklich die Cultur vernichten wollte, ſo müßte Laube die Linke unterſtützen; denn je mehr die Cultur vernichtet wird, deſto mehr wird man Laube'ſche Bücher leſen und Laube'ſche Stücke ſehen. —

Laube's politiſche Carriere wird wahrſcheinlich mit einer Theater-Intendantur in irgend einer deutſchen Reſidenz endigen. Und das iſt die Auflöſung des Räthſels der Laube'ſchen Politik.

Detmold.

Detmold hat ſich in unſerer Literatur durch einige ſatyriſche Werkchen, in denen er das deutſche Philiſterthum geißelt, eine geachtete Stellung erworben. Detmold kennt jedes Haar im deutſchen Philiſterzopf, jede Falte in der Schlafmütze unſeres Spießbürgerthums, unſerer Kleinſtädteret. Seine Randzeichnungen, die ihn beſonders in weiteren Kreiſen bekannt gemacht, ſind ein wahrer Philiſterſpiegel. Detmold iſt aber auch ein talentvoller Advokat und es iſt daher natürlich daß er in die deutſche Nationalverſammlung gewählt wurde, da ſo viele Advokaten ohne Talent in den Räumen der Paulskirche ſitzen. Merkwürdig aber iſt es, daß Detmold mit der äußerſten Rechten ſtimmt; denn der Witz iſt ſeinem ganzen Weſen nach liberal und Detmold als ſcharfſinniger Kopf müßte doch wiſſen, daß mit

BIBL. UNIVERS. LIPS.

dem Siege der äußerſten Rechten das deutſche Volk wieder in die vormärzlichen Zuſtände geſchleudert wird und daß dann alles vom Volke vergoſſene Blut nur dazu dienen würde, die Riſſe in den deutſchen Kronen feſter zu kitten; daß aber dann die ſiegreiche Reſtauration früh oder ſpät eine neue Revolution vorbereiten würde, die ein Schrecken ohne Ende ſein muß.

Detmold gehört zu denjenigen, die nie die Rednerbühne beſteigen. Ich weiß nicht, ob der Grund dieſes Schweigens im Mangel an Beredſamkeit zu ſuchen ſei, oder in der Furcht, ſich lächerlich zu machen. Detmold iſt nämlich eine kleine gnomenartige Geſtalt mit gebogenem Rückgrate und dünnen Spinnen-Beinchen. Detmold würde kaum einen Zoll über die Tribüne ragen, wenn er auf derſelben ſtände. Detmold ſieht aus wie eine komiſche Randzeichnung. Er wird für den Vater vieler guten und ſchlechten Witze gehalten, die in der Paulskirche umherirren.

Heinrich von Gagern.

In revolutionären Zeiten, wird die Stimme der Leidenſchaft meiſtens die Stimme der Vernunft übertäuben und dem beſonnenen Urtheile den Eingang in die bewegten Gemüther erſchweren. Die Parteileidenſchaft wird den Rieſen zum Zwerg erniedrigen, den Zwerg zum Rieſen erheben und den Standpunkt gerechter Beurtheilung ſelten zu finden wiſſen. Deshalb wird auch in ſolchen Zeiten jeder öffentliche Charakter deſto ſchiefer beurtheilt werden, je höher die Stellung iſt, die er einnimmt. Es iſt alſo ganz natürlich, daß Heinrich von Gagern, der durch die Märzbewegung zu den höchſten Ehrenſtellen gelangt iſt, faſt immer falſch beurtheilt wurde. Während eine Partei ihn als einen Gott ausposaunte, der ſchon durch die bloße Bewegung der Wimper das Chaos der deutſchen Zuſtände zu einer harmoniſch geordneten Welt ſchaffen könnte, und dem an göttlicher Tugend nichts gleich käme, verſchrie ihn die Andere geradezu als einen Verräther, der abſichtlich das deutſche Volk in die Hände ſeiner

alten Dränger überliefert. Aber wahrlich, Gagern ist weder so göttlich, noch so teuflisch, wie ihn die Parteileidenschaft schildert; Gagern ist bloß unbedeutend, unbedeutend für eine Stellung, in welche man den Muth und die Kraft eines Herkules mitbringen muß, wenn man nicht zu Grunde gehen will.

Heinrich von Gagern ist von Geburt und Erziehung Aristokrat; und über den Gesichtskreis der deutschen Aristokratie hinaus, hat sein Auge nie gereicht. Er wollte die Freiheit des Volkes, aber er wollte dieser Freiheit nie die Aristokratie opfern. Darin liegt der Widerspruch, der seine Pläne scheitern ließ. — Er begriff die März-Bewegung nicht und sah nicht, daß ihm die Zeit über den Kopf gewachsen war. Gagern huldigt immer noch der Burschenschaftspolitik der zwanziger Jahre und findet nichts Größeres, als die Wiederherstellung des tausendjährigen Kaiserreichs. Er hat viel von der Volkssouveränetät deklamirt und hat doch zugleich den Regierungen eine Konzession nach der andern gemacht. Er hätte auch der stärksten deutschen Regierung gegenüber seine Popularität in die Wagschaale werfen können,

und die Regierungen hätten gehorchen müſſen. Er hätte, wenn es ihm um die Sache der Freiheit ernſt geweſen wäre, oder vielmehr, wenn er die Bewegung begriffen hätte, nothwendig für die Permanenz des Vorparlaments ſtimmen müſſen. Er hat aber dieſe Permanenz bekämpft und den Regierungen Zeit gelaſſen, ſich von ihrem erſten Schrecken zu erholen und ihn nachher als Werkzeug ihrer Pläne zu benutzen. Heinrich von Gagern wurde benutzt, ohne daß er es merkte. Man benutzte die Liebe des Volkes, deren er ſich erfreute, gegen das Volk und Heinrich von Gagern merkte es nicht; aber das Volk merkte es und verbannte ihn für immer aus ſeinem Herzen.

Als Redner hat Heinrich von Gagern viel Vorzüge. Seine hohe Geſtalt, ſo wie ſeine imponirende Haltung und vor allem die bedeutende Stellung, die er einnimmt, müſſen nothwendig die Aufmerkſamkeit der Verſammlung feſſeln, wenn er ſich auf der Tribüne befindet. Doch verräth Gagern in ſeinen Reden nur ſehr ſelten einen jener großen Gedanken, wie ſie dem Munde wahrhaft genialer Redner entſprühen. Gagern ſpricht das Unbedeutendſte und Allergewöhnlichſte mit einem

Pathos, als ob er weltbezwingende Orakel verkündete. Beſonders fehlt es ihm an einer wiſſenſchaftlichen Grundlage und an umfaſſender Bildung. Heinrich von Gagern iſt mehr Redner für's Auge, als für den Geiſt. Wenn man ihn nicht ſähe, würde man ſich gewiß nicht ſo ſehr viel Mühe geben ihn zu hören.

Heinrich von Gagern zeigt wieder recht deutlich, wie ſehr verſchieden die wahre Größe von der gemachten Größe iſt und wie ſchnell man aus dem Tempel der Unſterblichkeit geworfen wird, wenn man ohne Berechtigung ſich durch die halbgeöffneten Pforten deſſelben gedrängt hat.